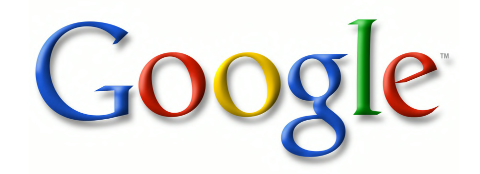


Festschrift

aus Anlass des

zehnjährigen Bestandes

des

Vereines für österreichische Volkskunde

(1894–1904)

herausgegeben

im Auftrage der Vereinsleitung

von

DR. MICHAEL HABERLANDT.

Mit 7 Figurentafeln und 20 Textabbildungen.

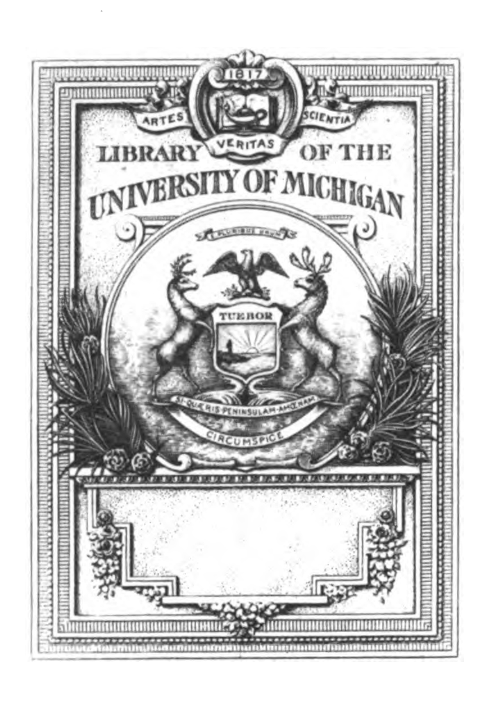


Wien, 1904.

Im Selbstverlage des Vereines.

Commissionsverlag: Gerold & Co., Wien, I. Stefansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE





Festschrift

aus Anlass des

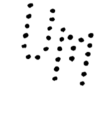
zehnjährigen Bestandes

des

Vereines für österreichische Volkskunde

1894–1904.





Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

X. Jahrgang 1904.

V. Heft. (Ausgegeben Ende December 1904.)

Mit 7 Figurentafeln und 20 Textabbildungen.

Wien, 1904.

Im Selbstverlage des Vereines.

Commissionsverlag: Gerold & Co., Wien, I. Stefansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Festschrift

aus Anlass des

zehnjährigen Bestandes

des

Vereines für österreichische Volkskunde

(1894—1904)

herausgegeben

im Auftrage der Vereinsleitung

von

DR. MICHAEL HABERLANDT.

Mit Beiträgen von Prof. Dr. Meringer, Prof. Dr. V. Hintner, Josef Blau, Prof. Ed. Domluvil, Prof. Dr. A. Petak, Dr. M. Höfler, Dr. M. Haberlandt, Josef Schramek und Prof. Fr. Wilhelm.

Mit 7 Figurentafeln und 20 Textabbildungen.



Wien, 1904.

Im Selbstverlage des Vereines.

Commissionsverlag: Gerold & Co., Wien, I. Stefansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Der Verein für österreichische Volkskunde. 1894—1904.

Von Dr. M. Haberlandt.

Zehn Jahre sind es her, dass der *von mir in Verbindung mit Dr. W. Hein* ins Leben gerufene Verein für österreichische Volkskunde unter den verheissungsvollsten Auspicien seine Thätigkeit begann — ein Decennium voll Arbeit und Sorgen, aber auch reich an wissenschaftlichen Erfolgen. Die dank der Förderung des ersten Vereinspräsidenten Seiner Excellenz *Dr. Paul Freiherrn Gautsch von Frankenthurn* überaus rasch erfolgte Begründung und Consolidirung unseres Vereines konnte von Anfang als eine erfreuliche Erprobung des gemein-österreichischen Gefühles gelten, das sich zumal auf geistigen Gebieten, dem neutralen Boden der Wissenschaft, noch immer gern zusammenfindet, wenn man es zu wecken versteht. Wenn sich die grosse Aufgabe einer Selbsterkenntniss der österreichischen Völker, eine *österreichische Völkerkunde*, nur durch das zielbewusste Zusammenarbeiten vieler Theilnehmer, die ein Beobachtungs- und Sammelnetz über alle Länder Oesterreichs ausbreiten helfen, lösen lässt, so war die Gründung unseres Vereines, der als centrale Pflegestelle der österreichischen Völkerkunde gedacht war, eine wissenschaftliche wie vaterländische That. Wie gross das Echo gewesen ist, das der erste Ruf und seither die stille geduldige Arbeit unserer Gesellschaft in ganz Oesterreich entfesselten, ersieht man aus der Mitgliederzahl des Vereines (durchschnittlich 800), unter welcher sich viele der besten Namen finden, die Oesterreich auf wissenschaftlichem Gebiete sein Eigen nennt. Gelehrte und Künstler, Adelige und hohe Beamte, die Prälaten der österreichischen Stifte und Klöster, die für wissenschaftliche Unternehmungen stets offene Hand gezeigt haben, Lehrer und Geistliche, welche mit dem naturwüchsigen Volke in engster Fühlung leben und zu den besten Kennern desselben gehören, sie haben sich alle einträchtig in den Dienst der Sache gestellt und einen Bund begründet, dem die Erfolge in der That nicht gefehlt haben, wie die Rückschau auf die zehn Jahre des Vereinsbestandes, mit Stolz dürfen wir es sagen, Jedermann lehren muss, auch wenn er sie vielleicht nicht gern und nicht ohne Neid sieht.

Zehn Bände des wissenschaftlichen Vereinsorgans, der *„Zeitschrift für österreichische Volkskunde“*, welche ich mit nicht geringen Mühen geschaffen, ausgebildet und all die zehn Jahre geleitet habe, liegen vor und haben zur Kenntniss fast aller österreichischen Völkerstämme und Völkersplitter im Allgemeinen wie im Einzelnen einen sehr gewichtigen Beitrag, ja bedeutsame Grundlagen geliefert. Die besten Namen auf jedem Arbeitsgebiete sind unter ihren Mitarbeitern vertreten.

Eine kurze Statistik des Inhaltes der zehn Bände zeigt, dass darin *175 grössere Abhandlungen und 247 kleinere Mittheilungen zur österreichischen Volkskunde* zum Abdruck gelangten. Den ethnographischen Nachrichtendienst aus Oesterreich besorgten *130 Mittheilungen* über die wichtigsten einschlägigen Actionen, die verwandten Museen, Ausstellungen u. s. w. In der »Literatur der österreichischen Volkskunde« erschienen nicht weniger als *207 Besprechungen* fachlicher Publicationen und *40 Uebersichten*, die sich den Fachgenossen gewiss besonders nützlich erwiesen haben dürften. 573 Textabbildungen und 24 Tafeln vermittelten eine grosse Fülle von volkskundlichen Objecten, zumeist aus dem Besitze des Museums für österreichische Volkskunde, der Anschauung. In allen diesen Mittheilungen sind so ziemlich sämmtliche Kronländer Oesterreichs vertreten, und zwar entfallen auf die Volkskunde von Niederösterreich 49, von Oberösterreich 14, Salzburg 26, Steiermark 33, Tirol 18, Kärnten 10, Krain 10, Küstenland 6, Dalmatien 7, Bosnien 6, Mähren 26, Böhmen 83, Galizien 22, Bukowina 20 Abhandlungen, während 49 allgemeinerer Natur waren oder auf grössere Gebiete Oesterreichs sich vergleichend erstreckten.

Ausserdem wurden in den *beiden Supplementheften* zur Zeitschrift zwei wichtige und fruchtbare Zweige der Volkspoesie, das *Kinderlied* und das *Grabgedicht*, über grosse und verschiedene Volksgebiete (die Iglauer Sprachinsel, das Hienzengebiet und Gesammtösterreich) durch umfangreiche Sammlungen aus dem Volksmunde, wie wir hoffen dürfen, in verdienstlicher Art gefördert.

Nicht nur ihr mannigfaltiger und reicher Inhalt, sondern vor Allem die rein wissenschaftliche Haltung, die strenge Methode und das Princip der vergleichenden Betrachtung machen die Bedeutung unserer Zeitschrift aus. Ihre vermittelnde, centrale Stellung, welche zwischen den nationalen Betriebsstellen der heimischen Volkskunde einen neutralen und ausgleichenden Factor schuf, hat unserem Organ seine führende, von den Fachzeitschriften des Auslandes allgemein gewürdigte Bedeutung eingebracht, die wir als kostbaren Vertrauensschatz hüten und mehren wollen. Die *vergleichende Richtung* unserer Studien, welche vom Beginn der Leitstern unserer Arbeit war, soll in Zukunft noch umfassender hervortreten, wenn es nach unseren Wünschen geht. Ebenso gilt noch immer die Hoffnung und

die Bitte, welche ich im zweiten Band der Zeitschrift unseren Mitarbeitern ans Herz legte, die *sicht- und greifbaren Dinge des Volkslebens* noch mehr als bisher zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und ihres Studiums zu machen, da sie bisher zu Gunsten der rein geistigen Schöpfungen des Volkes, seinen Liedern, Sagen und Glauben u. s. w., in der wissenschaftlichen Neugier zurücktreten mussten.

Die beste Grundlage für Studien dieser Art hat ja unser Verein inzwischen an seiner grössten und imposantesten Schöpfung, dem *Museum für österreichische Volkskunde*, den Fachgenossen geschaffen. Was es heisst, eine Sammlung von rund *18 000 volkskundlichen Objecten*, durch welche die nationale Eigenart sämmtlicher österreichischer Völkerstämme wenigstens andeutungsweise dargestellt erscheint, in dem Zeitraum von zehn Jahren zum grössten Theil aus dem Besitz des Volkes selbst zusammenzubringen und zu einem wohlgeordneten Museum zu vereinigen, das können nur die Fachgenossen und Sammler ermessen, denen die Schwierigkeiten der Beschaffung guter Sammlungen aus eigener Anschauung vertraut sind. Ich habe die finanzielle und museale Obsorge für das Museum nebst der Beschaffung der Sammlungen nunmehr schon im zehnten Jahre, nur in den drei ersten Jahren von *Dr. W. Hein* unterstützt, fast ausschliesslich auf meinen Schultern getragen und bin dabei vom Gefühle tiefer Dankbarkeit für das grosse und ehrenvolle Vertrauen durchdrungen, das ich bei dieser Schöpfung seitens der Vereinsleitung, der Herren Präsidenten Seine Excellenz *Dr. J. A. Freiherrn von Helfert* und Seiner Erlaucht *Graf J. Harrach* sowie des Herrn Vicepräsidenten Hofrath *Dr. V. Jagić* und Commercialrath Oscar *Edlen v. Hoefft* allezeit erfahren habe. Nur da mir die ganze Initiative und völlige Dispositionsfreiheit bei diesem grossen und verantwortungsvollen Werke, dem ich meine ganze Kraft geweiht, gelassen worden ist, konnte ich dieses Institut zu seiner heutigen Höhe bringen, auf welcher es von einheimischen wie auswärtigen Autoritäten zu wiederholten Malen in wärmster Weise anerkannt worden ist. Ebenso wie bei der Leitung der Zeitschrift habe ich bei der Anlage des Museums und der Aufbringung neuer Sammlungen strengste Unparteilichkeit peinlichst zur Richtschnur genommen, und wo noch grössere und empfindliche Lücken bestehen, hat es nur an der Gelegenheit und den nöthigen Verbindungen gefehlt. Im Uebrigen stehen die Sammlungen aus den deutschen Alpenländern, welche in den ersten Jahren der Museumsthätigkeit naturgemäss in den Vordergrund treten mussten, heute durchaus nicht mehr ausser Verhältniss zu den nord- oder südslawischen Serien, welche namentlich aus Mähren (Slowaken, Walachen), Ostschlesien (Wasserpolen und Goralen), Galizien (Rutenen, speciell Bojken und Huzulen) und der Bukowina sowie aus Dalmatien auf wissenschaftliche Beachtung vollauf Anspruch haben. Auch die Vertretung der deutschen Stämme und Volksinseln Böhmens und

Mährens sowie Schlesiens in unserem Museum ist in den letzten Jahren dank ausgezeichneter Verbindungen eine weitaus intensivere geworden. Grosse und empfindliche Lücken bestehen dagegen noch gar sehr auf polnischem, slowenischem und italienischem Volksgebiet, und es wird mein lebhaftes Bemühen sein, dieselben bald in entsprechender Weise auszufüllen. Durch die Herausgabe des »Katalogs der Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde« (1897) und des »Neuen Führers« (1900), dem im nächsten Jahre abermals ein neu angelegter „*Führer*“ folgen wird, ist für die Aufschliessung der Sammlungen für das besuchende Publicum das Nothwendige geschehen. Die ethnographische Hauptsammlung wird durch die Sammlungen von Photographien (circa 1200 Nummern) und Abbildungen (circa 450 Nummern) sowie durch eine *Manuscriptsammlung* (circa 100 Nummern) ergänzt, in welch letzterer Volksschauspiele, Volkslieder, Volksmedicinbücher und dergleichen vertreten sind, die noch der Bearbeitung und Veröffentlichung harren.

Neben diesen beiden Hauptrichtungen unserer Thätigkeit hat unser Verein auch durch die *Veranstaltung einer grösseren Anzahl von Vortragsabenden,* zumal in den ersten fünf Jahren und später gelegentlich der Jahresversammlungen durch Vorträge, Vorführung von Volksspielen, Tänzen, Liedern u. s. w., im Sinne seiner Aufgabe gewirkt. Unvergessen bleibt auch die *grosse volkskundliche Akademie* am 22. Februar 1896, die uns manchen bewährten Freund zugeführt hat, sowie die beiden *Wanderversammlungen* in Gloggnitz (1896) und Krems (1897). Durch *Veranstaltung von volkskundlichen Ausstellungen und Betheiligung an solchen* hat unser Museum das Feld seiner Wirksamkeit in zahlreichen Fällen weithin ausgedehnt und das Interesse an unseren Bestrebungen in die breite Masse der Bevölkerung getragen. Ich erinnere an die erste volkskundliche Ausstellung unseres Vereines im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie (1895), die Sonderausstellung der österreichischen Hausindustrien in der Jubiläumsausstellung 1898, die dalmatinische Exposition im österreichischen Reichshause auf der Pariser Weltausstellung, die Beleuchtungsausstellung in den Gartenbausälen 1900, die analoge Ausstellung in Brünn 1900, in Reichenberg 1904.

Nicht unerwähnt darf bleiben, dass unserem Museum auch eine Reihe einschlägiger Sammlungen aus fremdem Besitz zur Verwaltung und Aufstellung überlassen sind. Seine *Majestät der Kaiser* hat geruht, eine circa *1200 Nummern zählende Sammlung von alterthümlichen Beleuchtungsgeräthen,* zumeist aus Oesterreich, die Herr *Major v. Benesch* mit grossem Sammlerfleiss zusammengebracht, aus Allerhöchsten Privatmitteln für die kunstindustriellen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses anzukaufen und dem Museum für österreichische Volkskunde zur Aufstellung zu überweisen. Ebenso ist auf Grund Allerhöchster Ermächtigung *eine Sammlung von*

660 Objecten aus dem Besitze der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums aus verschiedenen Theilen Oesterreichs unserem Museum zur Aufstellung übergeben worden. Einzelne Sammler und Gesellschaften haben dergleichen Serien interessanter Gegenstände aus Niederösterreich, Böhmen u. s. w. dem Museum zur Schaustellung überwiesen.

Dank der hohen Huld unseres erhabenen *Protectors*, dank der gütigen und umfassenden Fürsorge der Herren Vereinspräsidenten Ihrer Excellenzen *Dr. Paul Freiherr Gautsch v. Frankenthurn* (1895), *Dr. J. A. Freiherr v. Helfert* (1895 bis 1900), *Graf Johann Harrach* (1901 bis 1904), der Herren Vicepräsidenten *Graf Fr. Coronini* (†), *Hofrath Dr. H. v. Zeissberg* (†), *Hofrath Dr. V. Jagić* und *Commercialrath O. Edler v. Hoefft*, getragen vom Vertrauen des Ausschusses und unterstützt von dem langjährigen Geschäftsführer *Dr. S. Fessler*, der dem Verein seit seiner Gründung immer hilfreich zur Seite gestanden und sich namentlich durch die Durchführung der Museumslotterie und verschiedener wichtiger finanzieller Actionen grosse Verdienste um unsere Sache erworben, und nicht zuletzt dank der eifrigen und erfolgreichen Mitwirkung meiner leider schon verstorbenen Mitarbeiter *Dr. Wilhelm Hein* (1895 bis 1897) und *Franz X. Grössl* (1895 bis 1903), habe ich die Geschäfte des Vereines seit seiner Gründung am 20. December 1894 mit den oben dargestellten Erfolgen, — mit der äussersten Kräfteanspannung, — unter reichen Mühen und Sorgen geleitet. Diese zehn Jahre stellen ein grosses Stück meiner Lebensarbeit dar. Ich blicke heute mit Genugthuung auf die erreichten Erfolge zurück, zugleich aber mit innerstem Vertrauen vorwärts in die Zukunft, welche, ich hoffe es von ganzer Seele, den weiteren gedeihlichen Ausbau des gemeinsamen grossen Werkes bringen wird, der Wissenschaft und unserem Vaterlande zu Nutz und Ehre.

Wien, den 15. December 1904.

I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

Die Glocke des Bauernhauses.

Von Prof. Dr. R. Meringer, Graz.

(Mit 6 Textabbildungen.)

»Das Lied von der Glocke« ist zwar schon von einem grossen Dichter gesungen worden, aber die Wissenschaft ist diesem Gegenstande noch nicht völlig gerecht geworden. Allerdings ist *H. Schuchardt* in seinen Romanischen Etymologien, II., S. 8 ff. (vergl. Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, 142. Bd., 1899) mit einer Ausrüstung, wie sie die Wenigsten besitzen, an die Erklärung ihrer romanischen und germanischen Bezeichnungen gegangen, aber gerade die grosszügige Anlage seiner Arbeit und ihre Vortrefflichkeit lässt um so deutlicher inne werden, dass die Forschung noch viele Räthsel über die Geschichte der Glocke und ihre Benennungen zu lösen hat.

Einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Bauernhausglocke sollen diese Zeilen beisteuern.



Fig. 71. Runde, schmiedeiserne Schelle einer Leitkuh. 1/2 Grösse. Gesammelt von Director K. Lacher.

In unseren Alpen haben wir verschiedene Glocken und Gegenstände, die einem ähnlichen Zwecke wie Glocken dienen. Absehen will ich hierbei von den kleineren runden Schellen, bei den mittelfränkischen Bauern »Rollern« genannt (vergl. K. Hörmann, Globus 1873, Bd. 83, S. 30), die, wie bekannt, das Riemenzeug der Pferde namentlich bei Schlittenfahrten und ebenso das Gewand oder bloss die Kappe des Spassmachers, des Narren, zieren. Diese kleine runde geschlossene Schelle ist übrigens nur eine Abart der unter 2 zu besprechenden grossen.*) Ebenso will ich von den Thürklopfern nicht sprechen. Dass diese letzteren römischen Ursprunges sind, soll im Vorbeigehen angemerkt werden. Auch verschiedene Klappern, Ratschen und dergleichen übergehe ich als nicht hierhergehörig.

Sonach bleiben vier Instrumente, die durch lauten Schall die Aufmerksamkeit hervorzurufen bestimmt sind.

*) Die runde geschlossene Schelle findet in grösserer Herstellung als Viehglocke Verwendung (Fig. 71).

1. Die *Kirchenglocke*. Ihre Geschichte steht auf einem anderen Blatt. Ueber ihre Namen, mittellateinisch *campana*, *clocca*, französisch *cloche*, deutsch *Glocke*, englisch *clock* u. s. w., hat H. Schuchardt (a. a. O. besonders S. 11 ff.) gehandelt.

Die *Glocke* im engeren Sinne ist aber nicht auf die Verwendung beim Gottesdienste beschränkt geblieben. Auch der Gebrauch der romanischen Sprachen, die Nachkömmlinge des Wortes clocca im Sinne von *Viehschelle* besitzen, weist auf weitere Verwendung (Schuchardt S. 11) hin und auch wir werden hier die Glocke in solchem Gebrauche finden.

In verschiedenen Alpengegenden, namentlich in Tirol, ist in einem kleinen Thürmchen auf dem Dache eine Glocke untergebracht, die wie die unter 4 zu beschreibende Scheibe die Bestimmung hat, die Arbeiter vom Felde zum Essen zu rufen und deshalb auch »Essglocke« genannt wird.

2. Die *Schelle*. Im Lateinischen heisst sie tintinnabulum, tintinnum, nola. Mittellateinisch leben diese Wörter fort; ein scella, das hinzutritt, ist nur das latinisirte deutsche Wort.

Die Herstellung der länglichen, glockenartigen, unten offenen Schelle ist seit Römerzeiten dieselbe geblieben. Ein viereckiges oblonges Blech wird in der Mitte gebogen und die seitlichen Ränder werden aneinander gefügt. In dem entstehenden Hohlraum wird ein Klöppel angebracht. Diese Schelle findet seit alten Zeiten Verwendung als *Viehglocke*, und zwar auch auf germanischem Boden, wie die Gesetzesstellen unter Anderem beweisen, die vom Raube derselben handeln. Vergl. Du Cange: Glossarium mediae et infimae Latinitatis s. v. tintinnum.

Der *eine* Umstand schon, dass *Schelle* zu einem verlorenen starken Verbum gehört: *schellen*, *schall*, von dem wir in *verschollen* noch ein altes Mittelwort der Vergangenheit besitzen, und dass wir überdies in *Schall* ein nahverwandtes Wort besitzen, während *Glocke* nicht germanisch sein kann, sondern fremden Ursprunges ist, zeigt uns, dass die Schelle die alte Form unserer volksthümlichen Glocke ist. Von unseren Wörtern *schellen* und *Schelle* stammen wieder italienisch squillare, squilla.

Das Germanische besass aber noch andere uralte Wurzeln, deren Bedeutung nicht klar zu bestimmen ist. Eine liegt vor im englischen bell, »Glocke, Schelle«, sowie in unserem *bellen*. Das entsprechende Sanskritwort bedeutet bloss »sprechen« (bháshati, er redet) und ebenso litauisch balsas, »die Stimme«. Eine andere haben wir in *knallen*, mittelhochdeutsch *erknellen*, erschallen, angelsächsisch cnyll, cnell »Zeichen mit der Glocke«, englisch knell »Glockenschlag«. Zusammenhang mit lateinisch nola — den Schuchardt annimmt — ist möglich.

Bei einem bestimmten volksthümlichen Brauche finden wir nun Glocken und Schellen nebeneinander. Wenn das Vieh ohne Unfall den

Sommer auf der Alm zugebracht und im Herbste abgetrieben wird und ins Dorf zurückkehrt, geschieht dies mit besonderen feierlichen Bräuchen. Das Vieh wird eine Wegstunde vom Orte entfernt festlich geschmückt, mit bunten Gesichtsmasken theilweise verhüllt und zieht so ein. Von solchen Masken besitzt unser Museum bereits eine Anzahl.*)

In Bruneck in Tirol erfuhr ich nun zu diesem weiter verbreiteten Brauche etwas Besonderes. Ein in der Nähe des Ortes ansässiger Grossbauer besitzt für etwa 40 Stück Vieh solchen Schmuck. Dieser besteht aus zwei Theilen: einer Art Bischofsmütze, die auf dem Kopfe der Thiere befestigt wird, und einem breiten Halsband mit Glocke oder Schelle. Die Kühe bekommen nun Halsbänder mit Glocken, die Ochsen solche mit Schellen. Die Glocken und Schellen sind ganz überraschend gross, mindestens 20 *cm* hoch und entsprechend breit. .

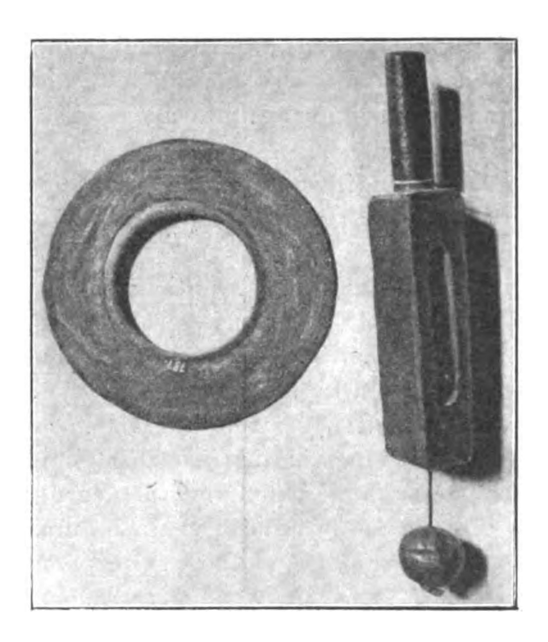


Fig. 72–73. Rechts Holzglocke aus der Ramsau. 1/3 Grösse. Links »Fressglocke«. Gesammelt von K. Lacher.

Ueber »Die Schellen der Heerdenthiere« vergl. man K. Hörmann: Globus, Bd. 83, S. 30 ff. und auch S. 7 ff. Der Aufsatz berichtet über ihre Formen und die Verbreitung derselben sowie über die Zusammenhänge der deutschen Viehschelle mit der römischen.

3. Eine *Holzglocke* (Fig. 73). Wie weit sie im Gebrauche ist, wüsste ich nicht anzugeben und empfehle diese Frage der Aufmerksamkeit.**) Ich kenne sie aus Nordsteiermark und wahrscheinlich stammt auch das Exemplar, das die Sammlung des Ioanneum besitzt, von dort her.

*) Das Museum für österreichische Volkskunde besitzt von solchen Kuhglockzeugen zum festlichen Auftrieb auf die Alm zwei vollständige Exemplare aus dem Lungau (Mauterndorf), fünf vollständige aus dem steirischen Ennsthale und eine grössere Anzahl einzelner Bestandtheile von ebendaher. *Die Red.*

**) Das Museum für österreichische Volkskunde verfügt über zwei solche Stücke; das eine, „Glöckltruh'n" genannt (Inv.-Nr. 12.744), stammt aus Ramsau in der Umgebung von Schladming, *Steiermark*; das zweite aus Trebesing bei Gmünd in *Kärnten*, von J. R. Bünker gesammelt und nach ihm „Essenklupper" benannt, ist Eigenthum der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien (Inv.-Nr. 53.873).

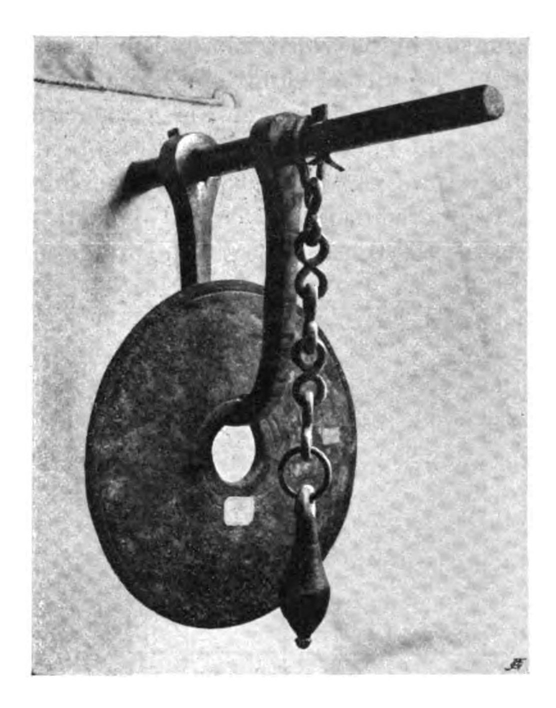
In der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde" XII (1902), S. 214 ff., macht *Gustav Zeller* Mittheilung von diesem Instrument, „Klebern", die als Vorgänger der „Fressglocke" in den Einzelhöfen der *salzburgischen* Gebirgsbauern, kilometerweit hörbar, dazu diente,

Diese Holzglocke besteht aus einem einzigen Stück Holz, ist nach Art eines Kästchens ohne Boden und Deckel geformt und gibt, wenn die hölzerne Kugel tüchtig herumgeschwenkt wird, einen angenehmen, weithin vernehmbaren Ton. Sie wird benützt, um die Arbeiter vom Felde zum Essen zu rufen, dient also als »Essglocke«. Kleinere Exemplare finden als Kinderspielzeug Verwendung.

Ueber die Herkunft, die Geschichte dieses sonderbaren Instruments, das an die Culturen ganz niedriger Stämme erinnert, wüsste ich nichts zu sagen.

4. Die Römer kannten eine besondere Art Hausglocke, worüber man sich in Daremberg et Saglio: Dictionnaire des Antiquités Grecques et Romaines, II. 280 instruiren kann.

Die bei Daremberg-Saglio dürftig abgebildete pompejanische Hausschelle wurde neuerdings photographisch genau reproducirt, und zwar von Dr. Julius Jüthner, Professor an der Universität Czernowitz, in den Jahresheften des Oesterreichischen



Nr. 74. Pompejanische Hausschelle.

---

die Arbeiter vom Felde und weiter draussen zum Essen heimzurufen. Auch während der Char- oder stillen Woche findet sie noch hie und da Verwendung, wo sie nicht durch die Ratschen verdrängt worden ist.

Ferner theilt in derselben Zeitschrift XIII (1903), S. 436, *Carl Adrian* ergänzend mit, dass dasselbe Klappergeräth in *Tirol*, und zwar zu Hopfgarten im Brixenthal, zeitweilig in Benützung stehe und dort das „Klapperl" oder „Klebi" genannt werde. Es dient dort nach diesem Gewährsmann nicht nur zur Verständigung der auf dem Felde arbeitenden Dienstleute, sondern auch als Spielzeug der „Spielbuben" (Recruten) sowie gelegentlich zum Anstänkern.

Robert Mielke constatirt l. c. S. 436 das Vorkommen dieser Klappergeräthe in den deutschen Dörfern *Südrusslands* längs der unteren Wolga. Sein russischer Gewährsmann in Saratow nennt es ein rein russisches Instrument, „Kolotuschka" von Kolotuschî, „Klopfen, Klappern", das in allen Städten, auch Gouvernementsstädten, von den Wächtern zum Signalgeben verwendet werde.

In etwas anderer Ausführung, aber wesentlich dasselbe Princip des wirbelnden Klöppels zum Ausdruck bringend, ist mir das Instrument als Klappergeräth der Bettler und Hausirer in China und dem malayischen Archipel (hier wohl von den Chinesen eingebürgert) bekannt und ebenso als Priestertrommel in Tibet. Ob und welche vorzeitliche Zusammenhänge zwischen den europäischen und asiatischen Formen bestehen, lasse ich dahingestellt. *Dr. M. Haberlandt.*

Archäologischen Instituts, Bd. VII, S. 150. Dem Entgegenkommen des Directors des genannten Institus, Herrn Hofrathes Otto Benndorf, verdanken wir die Fig. 74.

J. Jüthner berichtet über diese Schelle Folgendes:

»Bekannt sind derartige Schellen nur als Hausglocken, deren eine, in Pompeji ausgegraben und jetzt im Neapler Museum (Inv. Nr. 78.622) aufbewahrt, in Fig. 68 abgebildet ist. Eine kreisrunde Bronzescheibe von 0·255 *m* Durchmesser, mit einer Oeffnung in der Mitte, an dieser und am Rande mit Kreisen verziert, ist derart an einem hufeisenförmigen Eisenstück aufgehängt, dass dessen gebogener Theil in eine dreieckige Erweiterung der Kreisöffnung eingreift. Durch die Oesen an den Enden dieses Trägers lauft ein Eisenstab, der einerseits in der Wand befestigt war, andererseits eine kurze Eisenkette trägt, an der ein Bronzeklöppel von 0·115 *m* Länge herab-

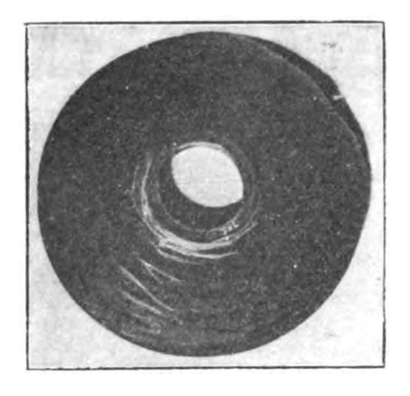


Fig. 75. »Fressglocke«, ca. 1/6 Grösse. Gesammelt von K. Lacher.

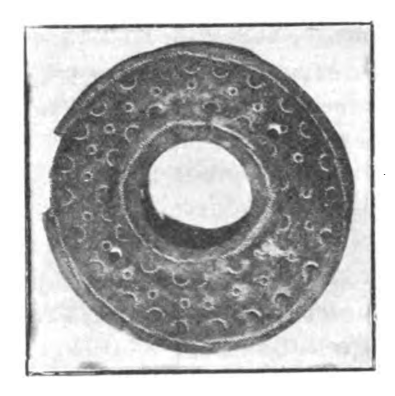


Fig. 76. »Fressglocke«. Gesammelt von K. Lacher.

hängt. Mit ihm wurde die Schelle angetönt. Wegen seiner Form hiess das Instrument discus und wurde namentlich in Bädern und Gymnasien für gewisse Signale verwendet: Cic. de or. II 5, 21 cum omnia gymnasia philosophi teneant, tamen eorum auditores *discum* audire quam philosophum malunt; qui simul ut increpuit, in media oratione de maximis rebus et gravissimis disputantem philosophum omnes unctionis causa relinquunt. Epist. Front. ad M. Caes. IV 6 dum ea fabulamur, *discus* crepuit, id est pater meus in balneum transisse nuntiatus est. Vergl. Mart. XIV. 163 aes thermarum.«

Dazu nur eine Bemerkung. Dass die Schüler lieber den Schall des Discus hörten, der das bereitete Bad verkündete, als den Philosophen, das begreift sich wohl in einer Zeit, die den Genuss des Bades besser zu würdigen verstand. Auch bei uns war diese hohe Einschätzung des Bades früher noch vorhanden; man gab als Belohnung »Badegeld« statt »Trinkgeld«.

J. Jüthner hat aber neben dieser Hausschelle noch eine andere ganz entsprechender Art nachgewiesen, eine bewegliche, die in der

einen Hand gehalten und mit einem Stocke, einem Schlagholze, in der anderen Hand zum Tönen gebracht wurde.

Interessant ist nun, dass unser alpines Bauernhaus eine Hausglocke besitzt, die der römischen genau entspricht. Die Abbildungen 72, 75 und 76 bringen die seitliche Ansicht einer Anzahl verschieden grosser, moderner Bauernhausschellen, welche im Joanneum in Graz aufbewahrt werden. Heutzutage sind sie meist nicht mehr in Verwendung, sondern liegen bereits beim alten Eisen.*) Aber das Volk weiss noch über Sinn und ehemalige Verwendung dieser Scheiben Bescheid. Sie werden so aufgehängt wie die pompejanische Scheibe, oder in der Weise, dass der horizontale Holzstock direct durch das Loch der Mitte geht. Das Antönen wurde mit einem eisernen Klöppel oder mit einem Stocke besorgt.

Die Bezeichnung discus findet sich für diese Scheiben nicht mehr. Bei uns ist das allerdings nicht auffällig, denn aus lateinisch discus war bekanntlich unser *Tisch* geworden, worüber ich in der Arbeit »Die Stellung des bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrath« in den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Bd. 144, S. 84 ff., nähere Aufklärung gebracht habe.

Nach all dem, was wir über die Abhängigkeit unseres Bauernhauses von der Cultur, welche die Römer nach Deutschland gebracht haben, wissen, kann es als ausgeschlossen betrachtet werden, dass diese Alpenhausschellen *ohne* Zusammenhang mit den römischen Hausschellen und den beweglichen römischen Handschellen wären. Mit Sicherheit können wir sie der langen Liste von Culturbeeinflussungen unseres Bauernhauses und seines Hausrathes durch die Römer anschliessen.

Egerländisch *leïn*.

Von Prof. Dr. V. Hintner, Wien.

Dr. M. Müller in Franzensbad hat in dieser Zeitschrift (X, 151) das egerländische *leïn* als aus *„leucht ein“* zu erklären versucht. Ich weiss nicht, ob Vielen diese Erklärung »einleuchtend« sein wird, mir ist sie es nicht und, nach der Fussanmerkung zu schliessen, dem Herausgeber der Zeitschrift auch nicht.

Ich will im Folgenden mittelst eines umfangreicheren Sprachmaterials, als bis jetzt bei der Erklärung des Wortes beigebracht wurde oder beigebracht werden konnte, die eigenthümliche Etymologie feststellen und, da diese theilweise schon gegeben worden ist, sie des Weiteren begründen.

*) Ich sah solche Bauernhausschellen an verschiedenen Häusern in der Umgebung von Neumarkt in Steiermark, so in der Ortschaft Diemerhof (3 bis 4); sie waren schwer erhältlich, da die Leute sagten, sie brauchten dieselben noch zum Einberufen der am Felde Arbeitenden. Sie glichen genau den oben beschriebenen ringförmigen Schellen.
Dr. M. Haberlandt.



Von den Erklärungsversuchen erwähne ich drei: die von Schmeller,[1]) Gradl[2]) und Neubauer.[3]) Bei allen Dreien läuft Richtiges mit Unrichtigem durcheinander, so dass dadurch der einmal eingeschlagene richtige Weg wieder versperrt wird.

Um das Endergebniss gleich vorweg zu nehmen, behaupte ich, dass *leïn*[4]) nichts Anderes sein kann als mhd. *lëne*, *lin*, *line*. Die nächste Aufgabe ist, diesem *lene*, *line* und der Bedeutung desselben in den heutigen Mundarten nachzugehen, zumal da *line* in der Form von Heyne im Deutschen Wörterbuch nicht berücksichtigt ist, sondern nur unter *Lehne* das mhd. *line* erwähnt wird,[5]) desgleichen auch Schmeller in unserem Falle Lücken hat, die von Frommann wenigstens theilweise hätten ergänzt werden können. Auf Vollständigkeit machen meine folgenden Angaben auch keinen Anspruch, jüngere Forscher werden Manches nachzutragen haben.

Beginnen wir mit Tirol. Dort kenne ich mhd. *line* als *liene* nur im östlichen Pusterthale, es wird aber wohl weiter verbreitet sein. Ich habe es in meinen »Beiträgen zur tirol. Dialektforschung« (S. 269) behandelt. Ich hebe zum Theil ergänzend Folgendes hervor: *Glocken-liene,* Thurmfenster, ferner *Râch-*(Rauch-)*liene.* Dies ist ein Brett, das gewöhnlich senkrecht an der Wand lehnt, wagrecht oder schräg hinaufgelehnt den Kamin schliesst. »Die *Râchliene* zumachen,« sagt man, wenn das Herdfeuer abgelöscht ist und man die Wärme in der Küche beisammen behalten will, damit sie nicht durch den *Râchgång* (Rauchfang) entweiche. Eine andere Zusammensetzung ist *Lôdliene.* Die Wand, die der Einfahrt in die Scheune (hier *Dille* genannt) gegenüberliegt, besteht häufig bis zur Mannshöhe nur aus Brettern, die man leicht einzeln herausnehmen kann. Diese Bretterwand heisst das *Lôd.*[6]) Hebt man ein Brett (zunächst das oberste) aus, so entsteht die *Lôdliene* oder *Lôdlucke.* »Bei der *Lôdliene* hinausschauen,« sagt man. *Liene* heisst auch die häufig ziemlich grosse, runde Oeffnung in der Oberdecke der Kirche, wofür auch *Himmelloch* gebraucht wird. Am Pfingstsonntag schwebte noch vor vierzig bis fünfzig Jahren von dieser *Liene* der heilige Geist herab und kreiste lange Zeit in der Mitte der Kirche herum. Am Auffahrtstage tanzten und purzelten Engelchen mit brennenden Kerzchen herab bis zum Fussboden, dann begleiteten sie den auffahrenden Heiland in die Höhe, bis er und sie durch die *Liene* entschwanden, während wir Kinder noch lange Zeit hinaufgafften. Jetzt sind diese Gebräuche wohl fast überall verschwunden oder abgestellt worden.

1) Bayer. Wb. 2. Aufl. I, 1480; 1482.

2) Kuhn's Zeitschr. f. vergl. Sprachf., XVII (1868), S. 14, Brenner-Hartmann, Bayerns M.-AA. II, 137 ff.

3) Altd. Idiot. der Egerl. M.-A., Wien 1887, S. 79. Progr. v. Ellbogen 1893, S. 10; 15.

4) Schmeller schreibt *Lêin*, *Lêi*^{n}, Gradl *Léi*^{n}, *Lèi*^{n}, Neubauer *Läi*^{n}.

5) Auch in den „Deutschen Hausalterthümern" (I, 367) sagt Heyne nur, dass *line* bayerisch-österreichisch sei.

6) Meine Beitr., S. 143.

Bemerkenswerth ist auch das Deminutivum *Liendl.* Von der Stube oder auch vom Hinterstübchen wird häufig die Wärme durch eine verschliessbare Oeffnung in die nichtheizbaren Kammern hinaufgeleitet. Auch in manchen Klöstern wird vom Refectorium aus durch solche verschliessbare Oeffnungen die Wärme in die einzelnen Zellen geleitet. »Das *Liendl* (oder *Blöchl*) aufmachen oder zumachen,« heisst es.

Hierher ziehe ich auch den Ausdruck: *Die Thür a liendl* (*liendile, lintile, linggile*) *offen lassen*, das heisst die Thüre zulehnen, dass nur eine Spalte offen bleibt.

Auf der Südseite der Kirche von St. Veit in Defereggen ist eine Maueröffnung zu ebener Erde hinein, sei es zur Vermeidung der Feuchtigkeit, sei es dass sie bis unter den Fussboden der Kirche reicht, wo in früherer Zeit Geistliche begraben wurden. Diese Oeffnung heisst bis auf den heutigen Tag *Lien-Loch*, gewiss eine Tautologie.[1])

Für Kärnten hat zwar Lexer unser Wort nicht verzeichnet, ich habe es aber selbst in mehreren Gegenden gehört. Das bestätigt auch das slovenische Lehnwort *lina,* wie wir gleich sehen werden.

Auch für Steiermark ist es nicht bezeugt. Doch ist das von Unger-Khull[2]) aufgeführte *Lein* in *Lein-bank*, *Lein-brett* eigentlich dasselbe Wort.

Wichtig ist für unsere Frage *Lin*ᵉ in Gottschee. Schröer[3]) erklärt es als »Giebelfenster«, »Erkerfenster«. Hauffen[4]) beschreibt ein Gottscheer Bauernhaus ausführlich. Ich hebe daraus Folgendes hervor: »Der oberste Theil des Giebels ist mit Brettern verschlagen und heisst der *huᵉt.* Die kleine (leere) Oeffnung im Giebel heisst *linᵉ* (mhd. *line*). Meist sind ihrer zwei oder drei nebeneinander oder zu beiden Seiten der Giebelfenster angebracht. Die *Line* kann kreisrund, oval oder halbrund, drei-, vier- und mehreckig sein. Durch die *Line* hat man von Haus aus den weitesten Ausblick. Hier erwartet das Mädchen ihren Werber, die Braut den Hochzeitszug, hier weilt die verbannte Meererin Tag und Nacht und schaut sehnsuchtsvoll in die Richtung ihrer Heimat. Hier lauscht das Mädchen dem verführerischen Gesange des Brautmörders.« — Das Deminutivum heisst *lindle.*[5])

---

[1]) Daraus hat sich das Volk eine merkwürdige Sage gebildet, die schwerlich irgendwo verzeichnet ist. Die Kirche von St. Veit, so heisst es, erbaute der heilige Vitus selbst und hauste darin. Er hatte eine Geliebte, die heilige Helena, die in dem von ihm erbauten Helenenkirchlein oberhalb Ober-Lienz wohnte. Diese machte öfter ihrem Vitus nächtliche Besuche und, da die Kirchenthüre versperrt war, schloff sie bei dieser Oeffnung ein und aus. Daher *Lien-Loch* (Liene = Magdalene und Helena).

[2]) Steier. Sprachschatz. Graz 1903, S. 433.

[3]) Sitzungsb. d. philos.-hist. Cl. d. k. Akad. d Wiss. LXV (1870), S. 427 (161 des Sonderabdruckes).

[4]) Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895, S. 54 f.

[5]) Hauffen (S. 414) tadelt Schröer wegen dieser Schreibweise statt *linle.* Mit Unrecht. Schröer hat dabei gewiss nicht an die *Linde* gedacht.

Auch in Ober- und Niederösterreich erscheint das Wort. Höfer[1]) hat *Fensterlien* = Fensterladen und denkt, ich möchte fast sagen instinctiv, an *lehnen*. Loritza[2]) verzeichnet *Liene*, *Ljene* Balken, Fensterbalken. Stelzhamer gebraucht *Liᵉndᵉl*: *so finster is worn, zwann má d' Liᵉndᵉl zuᵉdád.* Er meint damit Fensterbalken, die zugelehnt die Fensterlade bilden.

In der Schweiz[3]) kommen drei hierher gehörige Formen von gleichem Ursprunge mit verwandten Bedeutungen vor: *Lëneⁿ*, Lehne Geländer, Schranke; die Empore in einer Kirche;[4]) Widerlager an, einer Brücke. *Leineⁿ* und *Lieneⁿ*, Lehne, Geländer.

Merkwürdig und lehrreich ist das aus dem Deutschen entlehnte slovenische *lina*. Die älteren slovenischen Wörterbücher[5]) geben als Bedeutung bloss an: »Fenster ohne Scheiben, Dachfenster«. Janežič-Hubad[6]) dagegen kennt folgende Bedeutungen von *lina*: »Dachfenster, Thurmfenster, Schallloch; Schaufenster, Luke, Oeffnung (in der Mauer), Erker; *linica* Fensterchen, Guckfenster; Guckloch, Schaufenster.

Man könnte nun sagen, diese Bedeutungen hätten sich erst nach der Entlehnung im Slovenischen herausgebildet. Allein es steht auch der Annahme nichts im Wege, dass schon im Deutschen alle diese scheinbar widersprechenden Bedeutungen vorhanden waren.

Wer kann nach dem Angeführten daran zweifeln, dass alle diese Wörter einschliesslich egerländisch *leïn* zusammengehören? Die Bedeutung des egerländischen-oberpfälzischen *lêin* wird nicht übereinstimmend angegeben. Neubauer sagt: »Der Schornstein vom Ofen bis zum Dache.« Gradl: »Neben Schornstein, Bodenfortsatz des *lêin-hout.*« Dazu die Angaben Dr. Müller's in dieser Zeitschrift.

Im Mhd. geht *lëne* neben *line*, *lin* her. Als Bedeutung wird angegeben: »Lehne, reclinatio, podium; Geländer; ein über die Wand des Hauses hervorragender Balcon, Gallerie.« [7]) Andererseits: »Fenster mit herausgehendem Geländer, Balcon, Gallerie.« [8]) Dazu die Ausführungen von Zingerle[9]) und Heyne.[10])

---

[1]) Etym. Wb. II (1815), S. 212.

[2]) Neues Idiot. Viennense (1847), S. 84.

[3]) Schweiz. Idiot. III, 1283; 1286.

[4]) Desgleichen meldet Kehrein (Volkssprache und Volkssitte in Nassau, Bonn 1872, I., S. 261): „Die *Lehn* heisst in manchen Kirchen die Emporbühne, von dem Geländer zum Anlehnen."

[5]) Zum Beispiel Gutsmann 1789, S. 517. Jarnik 1832, S. 83; vergl. Miklosich, Etym. Wb., S. 170.

[6]) Slovenisch-deutsches Handwörterbuch, Dritte Auflage, 1893, S. 224.

[7]) So Benecke-Müller I, 964.

[8]) Lexer I, 1926.

[9]) Zeitschr. f. deutsch. Alt. XXXIII, 107 ff.

[10]) Deutsche Hausalt. I, S. 367 f.

Im Ahd. ***hlîna***, ***lina***, ***lena*** recubitus, reclinatorium, plur. cancelli (de fenestra per cancellos — ***linen*** — prospexi). ***lini-***, ***line-***, ***lene-berga*** fulcrum, pinnaculum, reclinatorium, cancelli. [1])

Bei der Bestimmung der Grundbedeutung und der Bedeutungsentwicklung muss man sich einfach an ***lehnen*** halten. ***Lehne*** ist zunächst der Ort oder der Gegenstand, an den man sich ***lehnen*** kann. Dann der Gegenstand selbst, der ***lehnt***, der ***angelehnt*** oder ***weggelehnt*** (weggenommen) werden kann.[2]) Daraus entwickelte sich die Bedeutung »Oeffnung, Luke«, die durch ***Anlehnen*** von Balken, Brettern oder Läden geschlossen wird. Auch die ***line*** im Mittelalter wurde Abends mit Läden zugelehnt (zugesetzt): ***für die burc ich aber saz .. dannoch die line niht giengen zuo, als man doch gern gein âbent tuot*** (Frauend. 343, 8). Zur Bedeutungsentwicklung vergl. altd. ***loch***, ursprünglich »Verschluss«, dann »Gefängniss, verborgener Aufenthaltsort, Höhle, Loch, Oeffnung«. [3]) Oder das mit ***loch*** verwandte ***luck*** (fas = ***bloch***, ahd. ***biloh*** clausura), Deckel als Verschluss: ***lucke, lücke, luke***, das zu Verschliessende, Oeffnung. [4])

Die Spitzenklöppelei in Neuern (Böhmerwald).

Mitgeteilt von Lehrer Josef Blau, Silberberg.

(Mit 4 Figurentafeln und 6 Textabbildungen.)

Nach Aussagen alter Leute wurde die Spitzenklöppelei in Neuern seit undenklichen Zeiten betrieben. Sie war ein hochwichtiger Erwerbszweig unserer Bevölkerung auch noch lange nach der Erfindung der Bobbinetmaschine, deren erste Erzeugnisse, die sogenannten »Maschinspitzen«, sich bereits 1820 auf der Leipziger Michaelimesse zeigten. Auch die Mode war dem Verbrauche von Spitzen nicht günstig. Um 1830 noch wurde die Spitzenarbeit beiläufig sechsmal besser bezahlt als jetzt. Eine fleißige Klöpplerin verdiente damals wöchentlich 3 bis 6 fl. K.-M.

In den Dörfern um Neuern herum klöppelte niemand. 1789 gab es nach Schallers Topographie*) in unserer Gegend in folgenden Orten »Spitzenklöppler, die größtenteils aus Weibsbildern bestehen: In *Chudenitz**) 2, *Drosau 16, Heiligenkreuz 23, Hostau 16, Muttersdorf 91, Ronsperg 172, Bischofteinitz 76, Neuern 15.« Der Orte Tannawa, *Klentsch, *Possikau und Weißensulz, wo — besonders im letztgenannten Orte — die Klöppelei noch heute stark betrieben wird, tut er hierbei keine Erwähnung.

---

[1]) Graff III, 174. IV, 1095 f.

[2]) Vergl. Heyne im D. W. VI, 546 f.

[3]) Kluge Etym. Wb. 6 Aufl., S. 251. Heyne im D. W. VI, 1093.

[4]) D. W. VI, 1226 f.; 1286.

*) Topographie des Königreiches Böhmen. Von Jaroslaus Schaller, Priester des des Ordens der frommen Schulen. XII. Teil. Klattauer Kreis. Prag und Wien. In der von Schönfeldschen Handlung. 1789.

**) Die mit Stern bezeichneten sind tschechische Orte.



Im Jahre 1845 wird die Spitzenklöppelei*) außer im Erzgebirge nur noch zu Michelsberg, Muttersdorf, Ronsperg, *Kauth und Rudolfstadt angetroffen.

Von diesen Orten ist für unsere Gegend *Kauth noch nicht genannt worden, Michelsberg liegt bei Plan, Rudolfstadt bei Budweis.

Sowohl die Angaben des Topographen als der Gewerbezeitschrift sind ersichtlich ungenau. Schaller gibt für jene Zeit in Neuern 15 Klöpplerinnen an. Heute gibt es deren noch etwa dreißig, wo andere Erwerbszweige der Frauenhand, einen weitaus höheren Verdienst bieten.



Fig. 77. Spitzenklöpplerinnen in Neuern bei der Arbeit.

Die Ziffernangaben Schallers gründen sich auf die Auskünfte der damaligen Pfarrherren (über Neuern berichtete Pfarrer Johann Peter Schatz), die augenscheinlich nicht gleich sorgfältig zählten.**)

In der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts klöppelten in Neuern *alle* Frauenspersonen, auch Bäuerinnen und deren Töchter, besonders fleißig aber Handwerks- und Häuslersleute. Die Bauernwirtschaft erforderte zwar im Sommer alle Kräfte ihrer Besitzer, der Winter aber fand Mutter, Töchter und die Na-l (Großmutter) beim

*) Enzyklopädische Zeitschrift des Gewerbewesens, vom Vereine zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen herausgegeben. V. 55.

**) Es gibt leider bis heute noch keine verläßliche Statistik der Hausindustrien, da zur Erhebung derselben ein falscher Weg eingeschlagen wird. Es fürchtet jeder, neue Steuern aufgelegt zu erhalten, wenn er die Wahrheit sage, und so werden die interessantesten Betriebe verschwiegen.

Klöppelpolster. Und die Bauern konnten diesen Verdienst ebensogut brauchen wie die »Kleinen«. Das Vieh hatte keinen Preis, das Getreide, damals noch des Landmannes wichtigstes Produkt, mißriet häufig; Zahlungen aber gab es immer zu leisten.*)

Eine Arbeit, die vom Klöppeln abhalten konnte, war das Spinnen. Jede ärmere Mutter sah darauf, daß ihre Tochter das Spinnen erlernte, um auch beim Bauern als Magd dienen zu können; bei Bauerntöchtern war dies selbstverständlich, obwohl gerade die Bauern in Neuern das Spinnen der Magd oder einem alten Inweibe vom Dorfe herein überließen.

Mit den Schuljahren fing auch das Klöppeln an, und mancher Mutter erschien der durch dasselbe erworbene Gewinn höher als alle Weisheit, die das Kind unterdessen hätte in der Schule erwerben können. Aber Gedrucktes lernten doch alle lesen, manche auch leidlich schreiben, die meisten die Hauptstücke des Katechismus auswendig.

Auch Knaben mußten hie und da klöppeln. In Neuern gibt es heute noch Männer, die ganz gut klöppeln könnten. Knaben wurden auch zu Nebenarbeiten, wie Klöppelanwickeln und Zwirnabwinden verwendet. Zu letzterer Verrichtung diente ein eigenartig gebauter, stehender Haspel. Doch benützten Bauersleute ihren kreuzförmigen Garnhaspel.

So saßen die fleißigen Klöpplerinnen beim Polster vom frühen Morgen bis beiläufig zehn Uhr nachts. Meine Großmutter, Anna Maria Schrall, war eine höchst eifrige Klöpplerin; sie nahm sich den ganzen Tag nicht Zeit, einen Blick zum Fenster, bei dem sie saß, hinauszuwerfen, »derweil kann ich wieder ein paar Sperl stecken«. Neckend erzählte man von ihr, sie habe sich einmal abends über den gefallenen Schnee gewundert, nachdem es doch den ganzen Tag geschneit hatte. Bis zu ihrem späten Lebensabende — sie »ging mit *dem* Jahrzahl« — hatte sie gute Augen und brauchte keine Brille, verlor aber dann auf einmal den Schein. Samstag klöppelte sie das letztemal noch wie sonst, Sonntag wickelte sie Klöppel an und wand Zwirn ab, am Montag sah sie nichts mehr.

Sie hatte ihr Lebtag die Augen genug angestrengt. Betrachten wir die Beleuchtung, bei der sie arbeitete und die typisch ist für alle anderen Klöppelhäuser. Ein Seitelglas. Dessen Boden ist mit Lehm bedeckt und darin steckt ein fingerlanger Strohhalm, der mit Watte umwickelt worden. Das ist der Docht. Darein wurde Ripsöl gegossen, welches beim Brennen erbärmlich rauchte. Bauersleute brannten meist Schmalz, das den »Kleinen« zu teuer kam. Erstere brauchten es nicht zu kaufen, und es hatte noch den zu wenig geschätzten Vorzug, nicht zu rauchen.

*) Die Spitzen wurden fast *nie* im Haushalte verwendet. Das wäre als höchste Verschwendung erschienen. Betteinsätze kamen erst später auf, und selbst diese fand ich bei einer Spitzenhändlerin in *Possikau gehäkelt.



Bei einem solchen Totenlichtlein arbeiteten gewöhnlich *vier* Frauenzimmer. Bei uns die Na-l mit ihren zwei Töchtern, deren eine meine Mutter, dann noch eine Schwester der Großmutter, dann eine »Basl« oder auch die »Tomassnwabm«, die dreizehn Jahre bei uns »auf der Stuben« wohnte.

Das war nicht so einfach. Das Lichtl stand auf einem umgekehrten breitbodigen, irdenen Topf und rund herum vier mit Wasser gefüllte Flaschen aus ungefärbtem Glase. Durch diese fiel ein zwei Finger breiter Scheinstreifen auf die Arbeit. Hie und da hatte man auch einen kleinen vierseitigen hölzernen Galgen von der Form eines

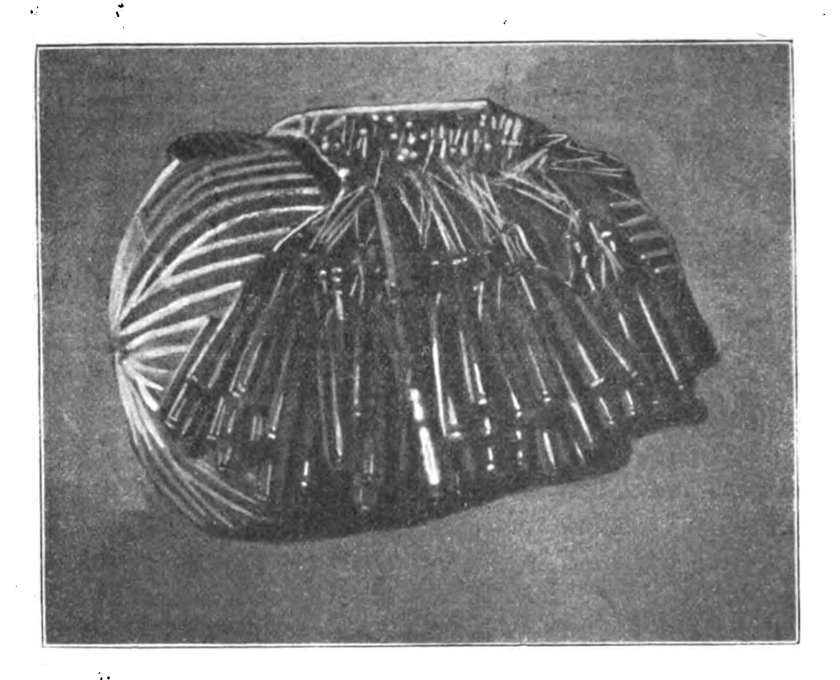


Fig. 78 Böhmerwäldler Klöppelpolster.

Würfelnetzes. In der Mitte stand das Lichtglas und rundherum hingen vier mit Wasser gefüllte Kugeln. Heutzutage hat man noch hie und da solche Kugeln. Als einmal beim »Heiligen Grabe« eine ähnliche Kugel abging, borgte man sich eine andere bei der alten Preisingerin aus.

Überall wird das Klöppeln auf ähnliche Weise und mit ähnlich geformten Hilfsmitteln betrieben; eine Ausnahme macht die Anfertigung der irischen Spitzen. Bilder von erzgebirgischen und französischen Klöpplerinnen beweisen dies.*) (Auch der Klöppelsack aus Krain im Museum für österreichische Volkskunde zu Wien weist Verschiedenheiten gegen den unseren auf, besonders in der Form der Klöppel.)

*) Zum Beispiel: Die Spitzenklöpplerin von Bayeux, Fig. 443 in Bd. 6, S. 382 des Buch der Erfindungen, 6. Auflage, 1874; dann „Die Spitzenklöpplerin“ nach dem Gemälde von Frans van Mieris, Fig. 83 in Dr. O. v. Schorns „Textilkunst“ (Wissen der Gegenwart, XXXII. Bd.), S. 166, auch Kunstgesch. Bilderb. V., Nr. 2528.

Die Neuerner »Klipplerin« hat einen festen, walzenförmigen, mit Sägespänen gefüllten Sack, Klipplpolster (auch »Klippolster«) genannt, der auf einem oval-runden, aus einem zusammengebundenen Spaltholzstreifen bestehenden Gestell ruht, auf dem er sich leicht drehen läßt. Auf demselben wird mittels Stecknadeln (Sperln) das Muster befestigt. Dieses besteht aus einem entsprechend breiten Streifen starken Papieres, das auf der »rechten« Seite mittels Safran rötlich gefärbt ist. Darauf ist durch gestochene Löcher das Muster vorgezeichnet. (Siehe die Bilder, Taf. IV.)

Meine obenerwähnte Großmutter war vielfach mit »Musterlabstechen« beschäftigt. Sie besorgte dieses Geschäft für befreundete Klöpplerinnen als Sonntagnachmittagsarbeit. Für ein größeres Muster, zum Beispiel »Fünfgulderer«,*) bekam sie ein Vierkreuzerstückel. Eine Musterabstecherin mußte auch im Besitze der üblichsten Muster sein,**) die auch der Mode unterworfen waren. So hat ein Geschwisterkind meiner Mutter, die Färberstochter Barbara Budweiser, aus einem ihr durch Zufall in die Hände geratenen Stück einer Modezeitung eine dort aufgezeichnete Spitze, die »Minadistspitze« hieß sie dort, auf ein gestochenes Muster so geschickt übertragen, daß sie genau so geklöppelt werden konnte. Diese Spitzen erhielten von den Klöpplerinnen, die alle nur dieses Muster machen wollten, den Namen »Modistspitzen«***). Auf die Arten der zu klöppelnden Spitzen hatten die Händlerinnen den größten Einfluß.

Hie und da wurde einem Faden farbigen oder groben Zwirnes, den man bei manchen Spitzen als Zierat mit hinein klöppelte, dem »Grofoo'm«,†) der Weg auf dem Muster vorgezeichnet; bei breiteren Mustern ist die Vorzeichnung der sämtlichen Spitzenfiguren notwendig, um Irrungen zu vermeiden.

Gewöhnlich wurden von jeder Art zwölf bayrische Ellen geklöppelt. Dieses Maß hieß ein »Stückal«. Zwölf bayrische Ellen sind so lang wie zehn Meter; dies trug viel zur Popularisierung des Metermaßes bei.††) Der Rand des Familientisches in jedem Klöpplerhause trug zwei oder nach Einführung des Metermaßes drei Einkerbungen. Die Entfernung der ersten zwei Kerben war eine bayrische Elle, von der ersten bis zur dritten ein Meter.

Die bayrische Elle war das Maß der Händler, die die Spitzen in Bayern verhausierten.

---

*) Zwölf bayrische Ellen kosteten 5 fl.

**) In Possikau und Ronsperg gibt es Händler, die solche Muster im Vorrat fertig haben und deren Preis nach der Breite des Musters wechselt. (Von 3 bis 30 kr.)

***) Spitzen immer Plural.

†) Grobfaden.

††) In Ronsperg gehen fünfzehn Ellen auf neun Meter. Stocklöw a. a. O. XI, S. 69: Die Spitzen wurden (im Erzgebirge) in kleine Stücke geteilt, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts 10 Leipziger, zu Ende desselben 8½ bis 9¼ böhmische Ellen maßen.

Wenn ein Stück angefangen wurde, befestigte man den papierenen Musterstreifen auf dem Polster. An dem Anfange desselben befestigte man mittels Stecknadeln die Enden der Fäden, deren Zahl nach der Breite des Musters wechselte.

Bei einfachen Spitzen brauchte man um zwei Paar Fäden (die an die Klöppel gewickelt waren) mehr, als Löcher im Musteranfange waren,*) bei Einsätzen, die *zwei* ganze Ränder haben, um *drei* Paar mehr. Auf jedes Loch rechnete man ein Paar, auf die Enden je zwei Paar Fäden (also Klöppel.**)

Man unterschied die »Endseite« (links) und die »Zankerlseite« (rechts vom Arbeiter).

Ein enges Gittermuster wie die »Gimpa^{r}la« erfordert gleichfalls zu jedem Loche zwei Paar Klöppel; hier wird der sogenannte »doppelte Schlag« gemacht. Durch diesen entstehen schöne und haltbare Spitzen. Die Gimperlein haben keine Spinne, keinen Fleck, nur Reihen von Löchlein, und zwar nach der gewünschten Breite beliebig viele solche Reihen; rechts sind sie durch Zacken abgeschlossen.

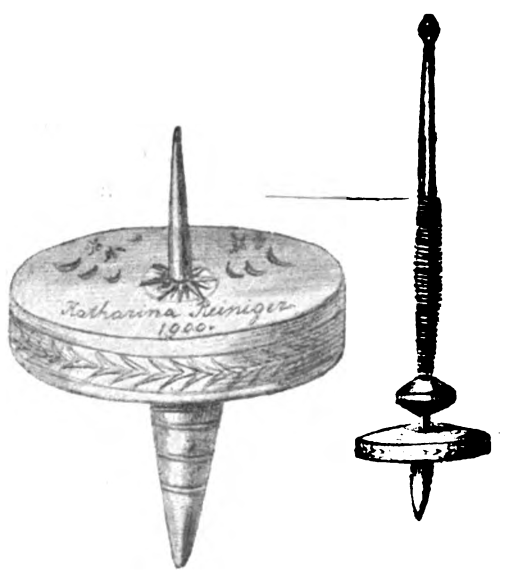


Fig. 79 und 80.
Nockerl und Klöppel aus dem Böhmerwalde.

Die Fäden sind an Schlegel (Klipplschlechala) aufgewickelt; dieses Aufwickeln, eine Sonntagsarbeit, war auch eine Beschäftigung der Knaben oder alter Männer. In einigen Häusern in Neuern um Ronsperg allgemein, wickelt man den Zwirn nicht auf die Schlegel, indem man sie auf dem Oberschenkel wälzt, sondern sie nach Art einer Spindel drehend. Hierzu dient eine aus Holz oder Porzellan gefertigte Scheibe, die unten in eine starke und stumpfe, nach oben in eine dünne eiserne Spitze ausläuft, an welch letztere das untere und durchbohrte Ende des Klöppels gesteckt wird. Dann dreht die Klöpplerin den Klöppel und läßt ihn im Schoß tanzen. (Siehe die beigegebene Figur 79 in natürlicher Grösse.) In Neuern heißt die Scheibe »Maschinl«, in Tannawa und Ronsperg »Nockl, Nockerl«. Die aus Porzellan gefertigten sind zierlicher geformt als die hölzernen Anwinder, bemalt und meist mit Namen versehen.

*) Die Löcher werden nach der Diagonale gezählt.

**) In den Orten um Ronsperg nimmt man zu jedem Löchelchen zwei Paar Klöppel. Ebenso im Erzgebirge: Stocklöw, Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. X, 243.

Die Klöppelschlegel waren zur leichteren und reinlicheren Handhabung mit Röhrchen umgeben, die über das eine Ende derselben geschoben wurden; am unteren Ende des Schlegels verhinderte ein breiter Knopf das Herabfallen des Röhrchens, welches auch den Zwirn vor dem Schweiß der Finger schützte. Eine Schlinge am oberen Köpfchen des Schlegels verhinderte das Abrollen des Fadens; bei der Arbeit mußten die Klöppel etwas ziehend gedreht werden. Mit der Anfertigung der Schlegel und Röhrlein hatten die Drechsler, auch ältere Männer Arbeit. Die besten Röhrln waren die gedrehten, doch waren viele auch mit hollernen (aus Holunder) zufrieden. Durch lange Arbeit wurden sie auch poliert.*)

Bei der Arbeit wurden die Klöppel in drei Teile geteilt. Einige kamen links, andere rechts seitwärts, wo sie durch lange, oft mit bunten Glasköpfen versehene Stecknadeln (Seitensperl) festgehalten wurden.**) In der Mitte blieben die, mit denen gerade gearbeitet wurde, herabhängen. Jeder Knoten wird durch eine Nadel festgehalten. Mit der fortschreitenden Arbeit wandern alle »Speenodeln« (so hießen in der Fremde Gewesene die Sperl) nach vorne, und hinten wird ein allmählich immer länger werdendes Stück Spitze sichtbar. Sobald es über eine Spanne lang wird, rollt es die Klöpplerin fürsorglich an einem Stück Pappendeckel oder einem steifen Papiere auf. Von Zeit zu Zeit mißt sie, meist in der Dämmerstunde, die Spitze an der Tischkante, ob sie schon bald die zwölf Ellen erreicht. (Siehe die Bilder.)

Häufig, besonders bei Tage, gingen mehrere Weiber zusammen in die *Rockenreise* (Rockarois). Diese nicht vom Klöppelpolster herstammende Bezeichnung weist deutlich auf die ursprünglichere Betätigung hin.***)

Da wurde, während die Klöppel scheppernd aus einer Hand in die andere flogen, fleißig erzählt und gesungen. Lieder über das Klöppeln selbst habe ich *nie* gehört. Wieder war die Na-l, obwohl sie nicht mehr die rarste Stimme besaß, die eifrigste Singerin. Sie konnte lange Texte auswendig. Am liebsten sang sie: »Und wia hot God Våtta die Welt hot daschåffa . . .«; »Das Hüttchen« (Ich hab' ein kleines Hüttchen nur); »'s Podegroo« (Und wene holt 's Podegroo ho', ho', ho'); »Der Schneider geht auf d' Stör hinaus«; »'s Braunbierliad«; »Das Lied vom Rinaldini« (Du Räuber aller Künste), — statt »allerkühnster« und viele andere.

*) Auf dem beigegebenen Bilde eines Klöppelpolsters (Fig. 78) ist der Schlegel durch von mir besorgtes Hinaufschieben des Röhrls entblößt und die Aufwicklung anschaulich gemacht.

**) In der Gegend von Ronsperg muß zur „Kranzlzack'n" genannten Spitze noch eine vierte Klöppelpartie, die zum „Kranze" gehört, bei Nichtgebrauch nach rückwärts geschlagen werden.

***) Über die Zeit der Einführung des Spitzenklöppelns konnte ich für unseren Ort nicht das Mindeste erfahren.



Dann wurde auch alter Prophezeiungen gedacht, Hexengeschichten, Sagen vom alten Gschloß (Baireck) erzählt, Erinnerungen an schöne und böse Tage aufgefrischt. Bei allem Reden, Singen und Necken ließ aber doch keine ihre Arbeit aus den Augen. Jede wollte, wenn die Woche aus war, das »länger Stuck« fertig haben. Es wurde auch um die Wette geklöppelt. Welche Klöpplerin eher hundert Sperl gesteckt hatte, die sagte: »Du bist mir (hier wird die fehlende Zahl eingesetzt) drei schuldig.« Dann begann das Spiel von neuem, bis die Verlierende die andere eingeholt hatte.

(Stocklöw erzählt a. a. O. vom Erzgebirge: Unter Hersagung von Sprüchen wird die Behendigkeit erprobt, und wer den Sieg davongetragen hat, wird für diesen Abend als »Klöppelkönigin« anerkannt.)

Manche Klöpplerin arbeitete daheim an einem anderen Polster ein zweites Stück.

Die Namen der Muster.

Diese sind recht urwüchsig und von höchstem Interesse für jeden Volksforscher.

Nach dem Preise gab es:

1. Gulderer, $2^1/_2$ *cm* breit, 12 bayr. Ellen kosteten 1 fl.

2. Dritthalb-Gulderer, 5 *cm* breit.

3., 4., 5. Fünf-, Acht- und Zehngulderer, ferner

6. und 7. Fünfzehn- und Sechzehngulderer, 3 *dm* breit.

Zu letzteren, die für Kirchen bestimmt waren, waren schon ein ordentlich breiter Polster und eine Heidenmenge Klöppel erforderlich.

Die Form geben folgende Namen an:

8. Spinnlein (Spinnla), ein Stück (12 Ellen), $2^1/_2$ *cm* breit, kostete 2 fl., auch 3 fl., je nach Breite.

9. Rübeiseln (Riiwaisla), $3^1/_2$ *cm* breit, Stück 2 fl.

10. Messerspitz, 3 *cm* breit, Stück 70 kr.

11. Gänskragla (etwas schwieriger), $2^1/_2$ *cm* breit, Stück 70 kr.

12. Ewigkeitsspitzen, 18 *mm* breit (weil sie langsam zu klöppeln waren), 80 kr.

13. Einsätze — je nach der Breite oder Schwierigkeit — zu 1, 2, 3 fl.

Es ließen sich viele Muster als Einsätze arbeiten; man mußte nur auch den zweiten Rand gerade klöppeln. Der Preis blieb deswegen unverändert.

14. Landsträßlein, Einsätze, 4 *cm* breit (»Londstraßla«), 1 fl. 50 kr.

15. Ausgschwoifite, $3^1/_2$ *cm* breit, 1 fl. 80 kr.

16. Groußgfleckte, Einsätze, $3^1/_2$ *cm* breit, 1 fl. 80 kr.

17. Fächer ($3^1/_2$ *cm* breit, 1 fl. 80 kr.), auch solche zu 3 fl. (diese $4^1/_2$ *cm* breit).

18. Tuif ausgschwoiffte (für Vorhänge beliebt), $5^1/_2$ *cm* breit, 2 fl.

19. Erbsenlöchlein, $1^1/_2$ *cm* breit (Oarwaßlechala), 3 fl.

20. Hörnlein, $4^1/_2$ *cm* breit. (Wie voriges, ein sehr altes Muster, nimmer üblich, kostete 3 fl.)

21. Mandelkerne (Monglkern), $4^1/_2$ *cm* breit, 3 fl.

22. Das Kochlöffelblech, 10 *cm* oder beliebig breit; 10 *cm* breit, 5 fl.

Andere Namen:

23. Zankerlte.

24. Bodenstiegen.

25. Kornäher.

26. Der lieged Baam (ein »berühmtes« Muster).

27. Gänstatscher.

28. Fenzaschai-m.

29. Gimpala (von Gimpen, Zacken).

30. Rousnkranzla.

31. Zipflhauma (Zipfelhauben) Stück 2 fl.

32. Muschala. (Diesen Namen kann ich mir nicht erklären. In Kerenz — Graubünden — heißt ein Hautausschlag muššələ. In unserem Worte hat das erste a jedoch eine Länge.)

33—35. Poetisch sind gewiß nicht die Vergleiche, wie: Stiersojcha (Spur des beim Gehen harnenden Stieres; Ausdruck für zickzack), Misthäuflein, A . . . . löchlein (Misthaiffla, Oschlechala), welch liebliche Namen keiner weiteren Erklärung bedürfen.

36. Die Herkunft des Namens »Modistspitze« ($3^1/_2$ *cm* breit, 1 fl. 70 kr.) habe ich bereits aufgeklärt. (Ein Werkzeug für feine Handarbeiten heißt »Mignadise«.) Mignadistspitzen wurden frühere Zeit häufig gehäkelt und waren zu vielen Zwecken beliebt.

37. Das für Neuerner Begriffe schwierigste Muster waren die Perlspitzen. Teile davon (wie große längliche Punkte) waren recht dicht gearbeitet und hießen Perlen. Nur geschicktere Klöpplerinnen machten diese auch besser gezahlten Spitzen.

38. Eine von fremd her gekommene Form heißt Nuimodespitzen, $2^1/_2$ *cm* breit, 10 *m* 1 fl.

39. Ein Otterngänglein.

40. Gehäuselte.

In der ausgezeichneten Arbeit Josef Stocklöws »Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge« (Mitt. d. Ver. für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 10, S. 243) sagt der Verfasser:

»Bezüglich der Feinheit unterschied man (im Erzgebirge) gemeine oder »Bauernspitzen« und feine geklöppelte oder »Herrenspitzen«. Nach der Mannigfaltigkeit der Muster führten auch die Erzeugnisse besondere Namen. Ohne unseren Leser mit einer Aufzählung der unzähligen Bezeichnungen ermüden zu wollen, seien nur beispielsweise einige ältere Spitzenmuster in der Ordnung angeführt, nach welcher Zöglinge zu schwierigeren Klöppelarbeiten aufwärts schritten, wie: Messerspitzen, Mauszähnchen, Reibeisen, Schafhütten, Luft, das heißt Spitzen, die leer oder blind geklöppelt wurden,



gute Kette, Kammerwagen, Landstraße und dergleichen mehr. Auch schon 1710 hatte man in dieser Richtung unterschiedliche Sorten, darunter mit einem »Erbißgrund«, abgeschnitten und nicht abgeschnitten, ganz gemacht mit einem engen und weiten Grund. (P. J. Marperger, Ausführliche Beschreibung des Hanfs und Flachs und der daraus verfertigten Manufakturen, Leipzig 1710, S. 140.)«

Die Arbeit von Kochanowski: »Ostereier in der Bukowina und in Galizien«, unsere Zeitschrift V, 157, enthält Namen von Zeichenmustern der bemalten Eier, die ebenfalls Naturvergleichen enstammen, zum Beispiel Hasenohrmuster, Kreuz-, Rechenmuster. Vergleiche auch die Namen der Muster auf Ostereiern aus Ungarisch-Hradisch im Český Lid, IV, S. 517.

Zum Vergleiche teile ich auch die Namen der Spitzenmuster aus der Gegend um Ronsperg mit:

Es werden Zanken (Spitzen) und Einsätze bei jedem Muster unterschieden.

Kranzla: schmale, breite, kleine, Kranzlzonkn; Stern: die Dreisternatn (dreisternigen), Doppelstern, Viersternatn; Fische (Fischsch); Bäumchen (Baimla); Gänskragla; Mondschein; Rousn: Zwoaraloi (zweierlei) Rousn, Querchrousn, Bernsteiner Rousn; Fächerzonkn; Oarwaslöchla; Luftspringer: kleine, große; Zweilöchla; drei Radln; Dåtscherla (vergl. Neuern: Gänsdåtscha); Halsbinden; Åltdeutsche; Blätter; Eisenbahner; Uhren: neue Uhren; Wagerla; Schlangerla; Waderla; Luftflügel; Ochsenaugen; Doppelpatzen; Spinnenartige; Edelweiß; Achter; Wanzerla; Rosmarinartige.

In den Orten *Klentsch und *Possikau, in die das Klöppeln vor etwa dreißig Jahren aus den benachbarten deutschen Orten gekommen, findet man wie in den Bezeichnungen des Polsters und der Köppel. so auch in denen der einzelnen Muster zahlreiche Germanismen, zum Beispiel kliperle, kliplsok, musto, kliplovat, wagerlové, waderlové. Hier fand ich auch nach dem Preise devitikrejcarové u. s. w.; der Preis ist aber schon lange gestiegen, der alte Name wird beibehalten.

Es kommen in den Orten um Ronsperg auch manche Bezeichnungen wie in Neuern vor, zum Beispiel Riebeiseln; Possikau: volské voka (Ochsenaugen), strouhatkové, Erbsenlöchlein, Messerspitzen (beide auch bei Stocklöw), Kochlöffelblech, Fächer, Ausgeschweifte, Rosenkranzla, Gänskragla, Gänsdåtscher. — Andere Bezeichnungen sind verschieden:

Neuern:	Ronsperg:	Erzgebirge (nach Stocklöw):
Sperl	Nadel	Nadel
Seitensperl	Anstecknadel	Bambel- oder Aufstecknadel
Klippl (Klöppel)	Klippl	Knüppel, Knöppel, Klöppel
Klipplschlechal	Klippl	Knüppel, Knöppel, Klöppel
Klipplröhrl	Schloddran	Klöppeldutte
Klippolsta	Klipplsog	Klöppelstock
Musta	Mustabrejf	Klöppelbrief, Aufwinde
End	Rond	Rand
Zankerla	Zonkn	Zängelrand
Maschinl	Nockl (Klipplwinder) Nockerl	?

In der Jungbunzlauer Gegend heißt der Klöppelsack »bába«.*)

Parallelen zu unseren Spitzennamen finden sich bei den Tschechen und den Slowaken:

*Wamberg und Umgebung, Böhmen***): Čepcovy (haubenartige), falešny sedmičky (falsche Siebener, vergl. unsere »falschen Mandelkern«), pomateny (vergl. zwierte, verwirrte), struhadílkovy (riebeiselartige), flíčkovy (gefleckte), hadovy, hádkovy (schlangenartige, vergl. unser »Oderngangl«), klasovy (ähren-), pavoučkovy (spinnen-), protězovy (edelweißartige), rozmarinkovy (Rosmarinspitzen), růžovany (geröselte), štráfovy (gestreifte), stromečkovy (bäumchenartige), vějířovy (fächer-), vozíkovy (wagen-) und železnicovy (eisenbahnartige Spitzen).

Ein »rosmarinartiges« Muster kommt auch auf gemalten Dachgiebeln in Mähren vor.***)

In der Chrudimer Gegend heißt eine Stickerei »hrachůvky«. (Erbsensiebe. Vergl. unsere »Erbsenlöchlein«.) †)

Bei den mährischen Slowaken heißt ein durchbrochenes Stickmuster »hrachovinky«. ††)

Sie haben außer diesem in der Stickerei auch das Uhren-, Reibeisen-, Rosen- und Bäumchenmuster.†††)

Ferner als Spitzenmuster die auffallenden Parallelen: »na hada« (auf Schlangenart), »hadí běžka, vlnice« (Schlangenlauf, Wellenlinie), auch »volský cák« (-Ochsenspritzer [unser Stiersojcher]) genannt. Dann das Ochsenaugenmuster: volské oči.*†)

Die mährischen Walachen benennen Stickereimuster: Häufchen, volle Häufchen, Krähenaugen.**†)

Die Vergleichung dieser wenigen, durchaus aus Naturvergleichen geschöpften Benennungen möge zugleich ein neuer Beitrag zur Kenntnis der Tatsache sein, wie in weit voneinander entfernten Orten und bei ganz verschiedenen Völkern unseres Vaterlandes der menschliche Geist nach gleichen Gesetzen arbeitet. Ich möchte hier keine gegenseitige Entlehnung annehmen. Schade daß mir die Kenntnis der Namen der ähnlichen Erzeugnisse in den anderen Kronländern, besonders Tirols und Krains, mangelt. Die Kenntnis der Elemente in der volkstümlichen Kunst der österreichischen Stämme und die Kunde ihrer Benennungen und endlich die Vergleichung derselben ist eine Vorbedingung für die Auffindung des *Gemeinsamen* in unserer geographisch wie volklich so mannigfach verschiedenen traditionellen Kunst.

---

*) Český Lid, XIII, S. 88.

**) J. F. Král, Die Volksnamen der Spitzen in der Gegend von Wamberg. Český Lid, XI, S. 21.

***) Český Lid, IX, S. 29.

†) Časopis muz. spolku, Olmütz XX, S. 30.

††) Český Lid, III, 432.

†††) Český Lid, IV, 221 ff.

*†) Časopis. muz. spolku, Olmütz, XX, S. 76.

**†) Český Lid, II, 229.

Der Verkauf der Spitzen.

Am Sonntagnachmittage, so vor dem Segen, konnte man manche Basl mit dem Körbel gehen sehen. Wir wohnten in Oberneuern Nr. 39 alt, 11 neu. Gingen nun die Nagelschmied- oder die Farwa-Basl oder die alte Schlosserin vorbei, so fragte die Großmutter: »Wau gejst denn hi(n)?« (Wo gehst denn hin?) — Antwort: »Af Nain, in Hondl!« (Nach Neuern [von den Oberneuernern ist *Unterneuern* damit gemeint] in den Handel.)

Die Großmutter: »Wau trågst as den hi(n), zon Augna owa zo da Hennla?« (Wo trägst sie [verstehe Spitzen] denn hin, zum Augner oder zur Hendl?) — Die Antwort lautete nun: »Zum Augner«, oder auch: »Ich gib sie diesmal der Stej(n)lfranzla, die geht bald furt. Da krieg ich doch ein paar Kreuzer Geld.«

In Neuern gab es nämlich zweierlei Abnehmer für Spitzen. Die einen waren Christen und verhausierten die Ware in Bayern. Eine solche Händlerin war die Frau Gobes (sogenannte Färberin) in Unterneuern; andere, die Seilersgattin Großl, die Schneider-Marghet, die Tomassin. Diese zahlten Bargeld für die Arbeit. Weit reisten die Spitzenhändler Vogl und Kraut herum, die bis nach Italien handelten; konnten sie hierorts nicht genug Ware einkaufen, bezogen sie deren noch aus dem Erzgebirge.

Andere Abnehmer waren die Juden. Zuerst nahm der »Janowitzer«, später auch die obengenannten Augner und Hendl den Klöpplerinnen die Spitzen ab. Sie verkauften selbe dann an Händler und hatten vom ganzen Geschäfte den meisten Nutzen. Sie gaben grundsätzlich *niemals* Bargeld für die Ware. Die Leute gingen zu ihnen nicht auf den Verkauf, sondern, wie oben angeführt, auf den *Handel*. Die Klöpplerin mußte die Spitzen etwas billiger lassen, andererseits wurde ihr die Ware, die sie dafür nehmen mußte, etwas teurer gerechnet. Die Kaufleute sagten, sie müßten die Spitzen erst langsam wieder losschlagen, obwohl sie schon darauf warteten.*)

Die fleißige Klöpplerin erhielt von der Jüdin alle Lebensbedürfnisse befriedigt. Holz, Korn, Stoffe auf Kleider, Brot, Strümpfe, Zwirn zu neuen Spitzen, Ripsöl zur Beleuchtung lieferte diese. Manches Weib brachte ihrem Manne ein Paar Hosenträger, den Kindern Zuckerln, später sogar schon einige Lot Kaffee und Zucker nach Hause. Den Kaffee trank, vielmehr »aß« sie, da eingebrockt wurde, insgeheim auf der Bodenstiege oder in der Kammer, damit ja keine Nachbarin erfahre, welche Verschwendung in diesem Hause getrieben werde. Später schämten sie sich nicht mehr.

Kam die Klöpplerin vom Handel heim, so benützte sie den Rest des Sonntags zu einem Plausch. Kamen aber Nachbarinnen zu *ihr*,

*) Nach Stocklöw (a. a. O. XI. S. 62) wurde von sächsischen Händlern gleichfalls hie und da eine Art Trucksystem ausgeübt, indem sie den Klöppellohn mit Kartoffeln oder anderen Lebensmitteln entrichteten.

so blieb sie nicht untätig; sie wickelte Zwirn ab, wobei sie den Faden auf den getrockneten und mit einigen Steinchen versehenen »Schreier« (Luftröhre) der Gans wickelte; sie stach Muster ab oder wickelte Klöppel auf.

Zu den Spitzen wurde *Zwirn* verwendet, der von verschiedener Stärke war. Zu einigen nahm man Dreißiger, Vierziger, zu anderen Fünfziger. Der feinste Zwirn war der Hunderter. Der war aus Baumwolle. Der Fünfunddreißiger war der gröbste. Für gröbere Spitzen nahm man schon Sechziger. Dieser war schon leinen.*) Der Zwirn sank in den letzten dreißig Jahren stark im Preise. Von Klattau bezog man ihn weit billiger. Auch farbiger Zwirn wurde hie und da verwendet. So machten einige die Fächer abwechselnd blau und rot, auch um weiße Fächer einen roten oder blauen Streifen. In einer Spitze war ein Fächer blau und der Rand rot, der andere Fächer rot und der Streifen blau.

Es wurden auch *schwarze* Spitzen, diese auch aus Seidenzwirn geklöppelt.

Seide wurde seltener verklöppelt, diese nie für Einsätze, nur für schmälere Arten. Baumwollspitzen waren recht fein; in der älteren Zeit wurde lauter Leinenzwirn verwendet. Zwei oder drei feingesponnene Fäden wurden zusammengedreht gezwirnt, dann der Zwirn gebleicht. Doch wurden auch aus ungebleichtem Zwirn Spitzen verfertigt (»Umbloichte«).

In den Dörfern der Umgebung von Neuern erhielten die Töchter zur Ausstattung auch einen Strähn Zwirn (à 20 Schock) in den Dimensionen des Webergarns.**) (Der gekaufte Klöppelzwirn hat 60 »Schöckla«, das Schöckl zu 20 Fäden, ist aber kürzer.)

Diese Mitgabe dient zum Nähen, zum Annähen von Knöpfen, zum Flicken u. s. w. und ist jetzt noch üblich, obwohl man zum Nähen lieber den gekauften Zwirn nimmt. Aus solchem Bauernzwirn läßt man hie und da auch Betteinsätze klöppeln.

In Neuern wurden viele feine Spitzen und Baumwollzwirn Nr. 100 gearbeitet. Zu groben Spitzen nahm man Leinenzwirn Nr. 60, 35. In *Drosau verarbeitet man heute noch viele Baumwolle.

Vor etwa zehn Jahren ließ der Besitzer eines Posamentiergeschäftes in Wien (Schimper) in Neuern Fächerspitzen mit eingeklöppeltem Gold- und Silberdrahte arbeiten. Die Sache nahm aber keinen Aufschwung.

Vor etwa fünfzig Jahren machte man in Neuern einen Anlauf, die Klöpplerinnen zu besteuern. Alle mußten mit ihren Polstern auf das Rathaus, um hier einzubekennen. Die schlauen Weiber nahmen die Pölster mit, auf denen sie die schmälsten Spitzen angefangen

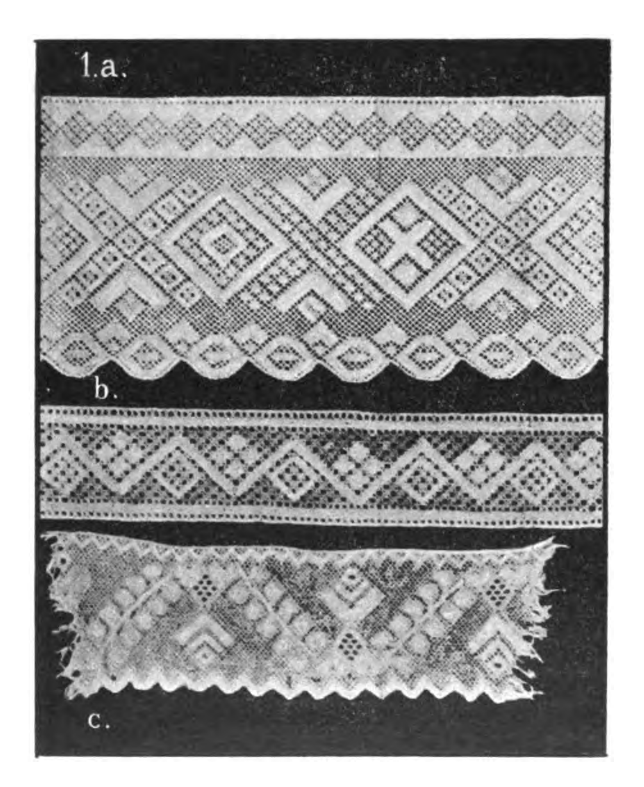
*) Andere Angaben macht diesbezüglich Stocklöw, a. a. O., XI, S. 63.

**) Über diese siehe meine Arbeit: „Flachs- und Flachsverwertung in der Rothenbaumer Gegend in dieser Zeitschrift, V. Jahrg., S. 255, 257.



hatten und lamentierten und zankten einem ehrsamen Magistrat die Ohren voll, so daß aus der geplanten Abgabe nichts wurde. Die Furcht vor Abgaben beeinflußt auch noch heute den Wert der Betriebszählungen, jeder verschweigt, was er verschweigen kann. So kam es auch, daß aus unserer Gegend so wenig über die Spitzenklöppelei bekannt wurde.

Von 1849 bis anfangs der Sechzigerjahre hielt im Schloß Bistritz bei Neuern die fürstliche Familie Hohenzollern-Sigmaringen Hof. Ihre



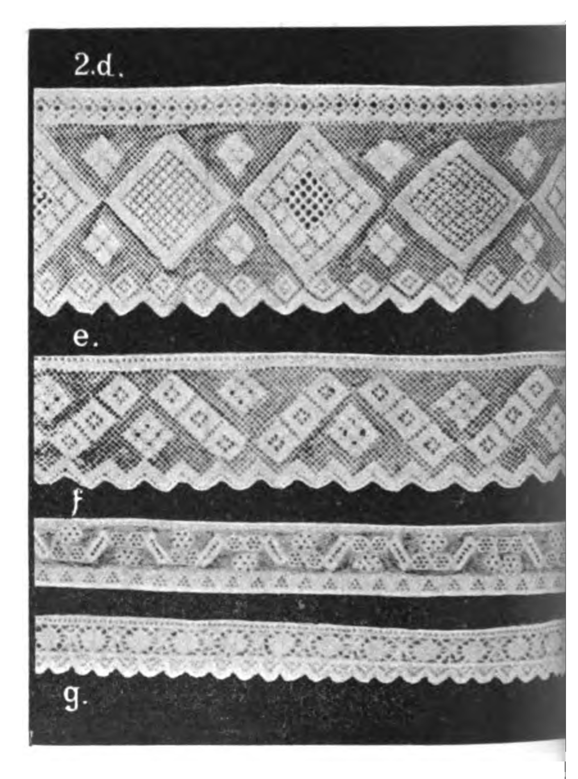


Fig. 81. Spitzen aus dem Böhmerwalde. Fig. 82.

königliche Hoheit, die Frau Fürstin (sie ist erst vor einigen Jahren (1900) gestorben) war eine rechte Wohltäterin unserer Klöpplerinnen; sie kaufte alle Spitzen auf und zahlte bar aus, zahlte gut! (Die reisenden Händler zahlten immer erst nach Rückkunft von der Reise und da nicht immer.)

Im Sommer konnte man noch vor einigen Jahren die Klöpplerinnen vor den Häusern sitzen sehen, wo ihre Arbeit häufig die Aufmerksamkeit vorübergehender Fremder und Sommergäste erregte, die nicht selten Bestellungen machten und gut zahlten.

Die Drosauer Nachbarn schicken ihre Spitzen nach Prag, wo ihnen ein nationaler Verein flotten Absatz und bessere Preise vermittelt.

In Neuern geschah Ende der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts seitens des Deutschen Böhmerwald-Bundes ein Versuch zur Hebung dieser Hausindustrie. Es wurde eine tüchtige Klöpplerin aus Weißensulz aufgenommen, die einen Monat lang im Saale des Rathauses eine Anzahl Frauenzimmer im Klöppeln der irischen Spitze unterrichtete. Dies edle Streben hatte aber keinen Erfolg, da sich in zwei Wäschefabriken, die um jene Zeit hier errichtet wurden, ein lohnenderer Verdienst bot.

In Neuern wird bald mit der letzten Klöpplerin auch der letzte Klöppelpolster verschwinden und an diesen einst so blühenden Erwerbszweig, der den Neuernern so viel Arbeit und Lohn brachte, wird nichts mehr erinnern, als hie und da altes Gerümpel in einer Ecke des Dachbodens.*)

Erklärung zu Fig. 81 und 82.

(Die beigesetzten Ziffern verweisen auf die gezeichnete Tafel V.)

Lichtbild 1. *a*) Sechzehngulderer (Kirchenspitze), 30½ *cm* breit, 10 *m* 18 fl. (früher 16 fl.). Es enthält folgende Elemente: Zwei Reihen Messerspitzen (18), einander zugekehrt, in den dadurch gebildeten Quadraten je neun Hollerblüten (13), in der Mitte Rosen (17), dazwischen zweierlei Holzböcke (31), die auf dem Bilde äußeren durch je 13 Ochsenaugen (23), der innere aus 52 „Fleckalan“ (33) gebildet. Bei den Holzböcken sind gegen die Ränder Hörnlein (14). In den Rosen (17) sind abwechselnd Holzböcke (oder Kreuze) (31) und kleinere Rosen von Flecklein (33) umgeben. Gegen den Zackenrand sind wieder Hörnlein (14), dann gewölbte Rosen (18). Der Rand ist geflochten, der Grund gegittert (1 *a*).

b) Riebeiseleinsatz. Der Grund ist riebeiselartig (3). Vor den „ganzen“ Rändern sind Landsträßchen (8), innen läuft „a Bandl hin und her“ (9). Die leeren Räume sind durch Rosen und Flecklein ausgefüllt.

c) Der liegende Baum (7). Ein sehr altes Muster, von dem nur mehr das abgebildete Stück aufzufinden war. Vor dem „ganzen“ Rande, dem „End“, verläuft ein s. v. Stiersojcher (10) (dieser Name findet sich für dasselbe Muster auch in der mährischen Walachei als „volský cák“), zehn Flecklein, vom groben Faden geschickt eingefaßt (der mittendurch auch den Stamm bildet), sind die Blätter des Baumes (7). Dabei sind noch Hörnlein und Erbsenlöchlein (1*b*). Der Zackenrand ist ein Gänskragl (27).

Lichtbild 2. *d*) Kirchenspitze. Wie bei *a*) beim „End“ zwei Reihen Messerspitzen, innen aber einzelne Erbsenlöcher (s. v. A . . . . löchlein). Der Grund ist gegittert, die Rosen abwechselnd mit Hollerblüten (15) und Erbsenlöchlein mit Flecklein gefüllt. Vor dem Zackenrande sind Ochsenaugen (23), der Rand ist eine Ewigkeitsspitze (28).

e) Ochsenaugenspitzen, sogenannte „Fünfgulderer“; 12 bayrische Ellen = 10 *m* kosten 5 fl. Beim Ende ein gerades Straßl (8). Ochsenaugen (23) laufen zu dreien hin und her. Dazwischen liegen in gegittertem Grunde neun „doppelte Flecklein“. Von dem geflochtenen Rande läuft die gewisse gebrochene Linie (10.)

*) In den Orten *Drosau, *Klentsch, *Possikau, Ronsperg, Muttersdorf, Weißensulz Stockau, nimmt die Klöppelei einen starken Aufschwung. Die Spitzen steigen im Preise und in diesen Orten und deren Nachbardörfer sind viele Hunderte mit Klöppeln beschäftigt, jedem Geschlecht und Alter angehörend. Auch Klöppelschulen gibt es hier. Ich habe mich in der vorliegenden Arbeit jedoch auf Neuern beschränkt, so viel lockender auch ein Eingehen in die dortigen Verhältnisse wäre.



f) Eine sehr zarte Spitze aus *Drosau. Der grobe Faden schließt verschiedene Figuren ein und bildet auch Herzen (6). Sonst sind die Erbsenlöchlein noch recht wirkungsvoll verwendet. (Drosau, ein tschechisches Städtchen in der Nähe von Neuern, hat seit einigen Jahren eine Spitzenschule, die die Damenabteilung des tschechischen Böhmerwald-Bundes ins Leben rief. Diese Spitze ist noch ein älteres Erzeugnis.)

g) Eine Spitze aus Ronsperg. Zweierlei Flecke. Von den runden Flecken ist die eine Hälfte dicht, die andere schütter gearbeitet; der Zackenrand dieses schönen und schwierigen Musters ist eine Ewigkeitsspitze.

Die Kerbstöcke der Schafhirten in der mährischen Walachei.

Von Ed. Domluvil, Walachisch-Meseritsch.

(Mit 3 Figurentafeln und mehreren Textabbildungen.)

Noch heutzutage liest man (der Rechtsgelehrte) im R.-G.-Bl. Nr. 113: »Inwieweit durch Denkmäler, Grenzzeichen, Marksteine, Aich- und Heimpfähle und ähnliche Zeichen oder durch *Kerb- oder Spannhölzer*, welche die Parteien für ihren Verkehr erwiesenermassen gebraucht haben, ein Beweis geliefert werde, hat das Gericht nach sorgfältiger Würdigung aller Umstände zu beurteilen.« Grenzzeichen und Marksteine sind uns Allen bekannt, doch Kerb- oder Spannhölzer werden immer seltener. Daher ist es wohl nützlich, auch einige dieser volksthümlichen Gegenstände in den Museen zum Andenken aufzubewahren. Darüber zu schreiben, wie solche Kerbhölzer der mährischen Walachen aussahen und wozu sie dienten, scheint auch keine überflüssige Mühe zu sein. Die Frage über die Abkunft der mährischen Walachen ist noch nicht entschieden, und es erscheint diesbezüglich nöthig, auch auf die Kerbzeichen hinzuweisen und nachzusehen, ob nicht auch die Hirten unter den Rumänen derselben Zeichen sich bedienten, was wohl zutreffen müsste, sollten die mährischen Walachen wirklich romanischer Abkunft sein.

Eine Erfindung der Hirten waren die Kerbzeichen allerdings nicht; man gebrauchte sie überall, wo wegen Mangels an Schulen das Schreiben von Buchstaben und Ziffern dem Volke nicht allgemein bekannt war. Man bediente sich ihrer beim Landvolke auch in der mährischen Hannakei. Der Dorfgastwirth wurde für das nach Hause geholte Bier nicht baar bezahlt. Der Gastwirth wie der Bauer, jeder hatte sein Kerbholz, auf dem das abgenommene Bier verzeichnet wurde; wenn nun — um St. Martini herum — Rechnung gemacht wurde, so schüttete der Bauer dem Gastwirthe so viel Gerste ab, als die Schuld betrug. Es ging dieser Tauschhandel ganz gut an, weil auch der Brauer von dem Gastwirthe durch Gerste befriedigt wurde; erst vor einigen Decennien hörte dieser Gebrauch unter den Hannaken auf.

Länger erhielten sich Kerbhölzer aber auch unter unseren Hirten nicht; es ist schon sehr schwer, selbst ein ausser Gebrauch gesetztes aufzutreiben, Rechnung wird nach ihnen schon lange nicht mehr gemacht.

Folgendermassen war aber der Verkehr, in dem die Kerbzeichen in der mährischen Walachei ihre Anwendung fanden. Als das Holz der Berge noch wenig Werth hatte, wurden in den höheren Lagen der Beskiden statt des Waldes Hutweiden für Schafe gepflegt, während man auf den Lehnen, die der Thalsohle näher waren, Kühe zu weiden pflegte. Die Hutweiden für die Schafe wurden »salaše« genannt. Der Grossgrundbesitzer verpachtete diese Hutweiden an reichere Ansassen, von welchen treue Abführung des Zinses zu erwarten war. Es besassen aber auch manche Grossbauern dergleichen ausgedehnte Berghutweiden. Da aber weder die Pächter der herrschaftlichen Hutweiden, noch die Grossbauern so viel Schafe hielten, als sie daselbst weiden konnten, so nahmen sie auch von den Kleinbauern Schafe zur Weide an. Die Bauern, so ihre Schafe dem Pächter zur Weide schickten, hiessen »míšaník«, der Pächter »vrchař«, von »míchati«, vermengen, und »vrch«, die Höhe. Die Schafe wurden einem Oberhirten zur Weide anvertraut, der »bača« hiess; ihm unterstehen die Hirten, »valaši«, und Treiber, »hoňáci«.

Der »bača« verzeichnete auf seinem Stocke, »vrub«, durch Kerbeinschnitte (ebenfalls »vrub« oder »vrubek« genannt) wie viele und was für Schafe er von den einzelnen Bauern zur Weide übernahm; auf einem kürzeren Stabe oder einem anderen Holze, zum Beispiel einer Dachschindel, wurden dieselben Zeichen eingekerbt und dem Bauer übergeben. Auf diese Kerbhölzer wurde auch verzeichnet, wie viel Salz dem »bača« für die Schafe übergeben und wie viel Butter und Käse — Schaftopfen — dem Bauer von der Anzahl seiner Schafe abgeführt wurde. Im Herbst endlich, wenn die Weide beendet war, erhielt jeder Bauer seine Schafe nach dem Kerbholze abgezählt zurück; in diesem Verkehre also galten die Kerbhölzer als ganz gute Beweismittel, denn die Zeichen der nebeneinander gelegten Stäbe des »bača« und des Bauern mussten vollständig klappen, als wären sie mit einem Schnitte eingekerbt. Auf dieselbe Art wurde selbstverständlich auch über die abgeführte Butter und den Schaftopfen abgerechnet. Hier sei bemerkt, dass der Topfen, der aus der Schafmilch gewonnen wird, erst dann den Namen »brynza« führt, bis er eingesalzen und zur Aufbewahrung oder für den Handel zubereitet ist; vordem heisst er überhaupt »sýr« (Käse).

Die Kerbhölzer des Oberhirten (bača) und des »valachen«, denn auch dieser führte ein Verzeichniss seiner Schafe, waren zumeist wirkliche, starke Stöcke, die mit einer natürlichen, urwachsenen Handhabe oder Griff versehen waren; der Länge nach waren sie vierseitig zugeschnitzt, damit auf die vier glatten Längsflächen die Kerbzeichen leicht eingeschnitten werden konnten. Die Zahlzeichen sind allerdings der römischen Schreibweise entnommen; diese aber war dem Landvolke überhaupt bekannt, auch in dörfischen Grund- und Waisenbüchern stand sie im Gebrauche. Beachtenswerther und für

einen Vergleich mit rumänischen Kerbzeichen wichtiger sind die anderen Zeichen, deren Abbildung in der Beschreibung des Kerbstockes I und II, wie sich der Grossbauer Cáb in Gross-Bystřice bei Rožnau ihrer bediente, dann der Stöcke III und IV aus der Wsetíner Gegend, wir in den beigegegebenen Tafeln VIII—X bringen.

I.*)

Cáb bediente sich folgender Kerbzeichen:

Zur Zählung der Schafe bediente er sich *A*: + = 10, Λ = 5, | = 1; waren mehrere Zehner zu verzeichnen, so wurden auf dem wagrechten Striche so viele römische Einser aufgezeichnet als Zehner waren. Wenn Schafe zu verzeichnen waren, die noch gar keine Milch (Geltschafe) oder bloss ein halbes Seitel gaben, so wurde der senkrechte Strich in der Mitte seiner Länge durch einen eingezeichneten Punkt halbirt; solche junge Schafe, die nur ein halbes Seitel Milch gaben, wurden böhmisch »půlky« = Halbschaf, jene ganz ohne Milch »jarky« genannt. Die Zahl der Schafe der einzelnen Bauern wurde durch zwei tief eingekerbte Punkte oder kurze Einschnitte (⁚) geschlossen und so von der Zahl des zweiten Bauern kenntlich getrennt. Zum Beispiel:

++Λ||||||||| ⁚ +Λ||||| ⁚

Der erste Bauer übergab dem Oberhirten 29 Schafe und 5 Geltschafe; der zweite 19 Melkschafe und 1 Geltschaf. Am zweiten Ende des Stabes verzeichnete sich der »bača« die Anzahl aller übernommenen Schafe — ohne die Melk- von den Geltschafen zu unterscheiden — wie folgt:

++++++++++ +Λ|| = 117 Stück.

Auf der entgegengesetzten Längsfläche des Stabes verzeichnete Cáb den Käse, welchen er dem Bauer von seinen Schafen ablieferte. Dazu verwendete er folgende Zählungszeichen:

B. ⊥ = 10; L = 5; K– = 4; K = 3; L = 2; | = 1.

Da der Käse nicht auf einmal abgeliefert werden konnte, so wurden die einzelnen Ablieferungen durch zwei eingeritzte, Beistrichen ähnliche Zeichen (⁏) voneinander geschieden, die ganze Summe aber wieder durch zwei tiefe Punkte. Zum Beispiel:

⊥ L K K' K L | ⁚ ⊥ K' L K ⁚

das ist: der erste Bauer erhielt zuerst 22 Pfund, das zweite Mal 7 Pfund Käse; der andere Bauer erhielt das erste Mal 13 Pfund und das zweite Mal 9 Pfund.

---

*) Erklärung der beiden nachgemachten Kerbstäbe aus Haselnussholz, die sich im Museum für österreichische Volkskunde befinden. (Vergl. Bild Nr. 1, Tafel VIII.)

II.

Auf einem anderen, dem Original nachgebildeten Kerbstabe Cáb's findet sich bei zwei Zeichenreihen nebst den vorigen Zeichen noch ein wagrechter Strich vor dem Endpunkte nach der aufgezeichneten Anzahl der Schafe; dieses Zeichen bedeutet, dass für die Weide schon gezahlt wurde; bei anderen Reihen fehlt dieses Zeichen, war also noch zu zahlen. XΛ||_ das ist 17 Schafe; für die Weide ist schon bezahlt. Zu bemerken ist ferner, dass dieser Stab für die Zehner statt des stehenden durchwegs ein liegendes Kreuz gebraucht: XXΛ||| = 27 Melk- und 1 Geltschaf. (Siehe Bild Nr. 2, Tafel IX.)

III.

In der ethnographischen Ausstellung der Čechoslawen in Prag im Jahre 1895 war ein anderer, sehr alter Kerbstock aus der Wsetíner Gegend ausgestellt, der sich nun im walachischen Landschaftsmuseum in Mezeříč ob der Bečva befindet; er wurde leider noch nicht entziffert, da heute Niemand mehr dessen Zeichen versteht. Doch ist es von Nutzen — vergleichshalber — die Kerbzeichen desselben hier zu beschreiben. (Siehe Bild Nr. 3, Tafel IX.)

Die Handhabe (Griff) des Kerbstockes ist gebogen, wie bei den gewöhnlichen walachischen und slowakischen Stöcken aus Haselnuss- oder anderen Stauden; der Stock selbst ist der Länge nach viereckig zugeschnitzt und in mehrere gleich lange Theile eingetheilt, und zwar durch einen Kerbschnitt, der auf allen vier Flächen — einem Ringe ähnlich — durchgeführt ist. Die Zahl »zehn« ist durchwegs auf Seite *A* durch ein liegendes Kreuz — gleich dem lateinischen X — bezeichnet; die Fünfer sind abermals in Form eines umgekehrten »V« geschrieben; Halbschafe sind durch einen halben senkrechten Schnitt (I) verzeichnet. Zum Beispiel: XΛ|||| = 13 Schafe; Λ||ııı = 8 Melk- und 2 Geltschafe.

Die anderen drei Seiten tragen auch ihre Kerbzeichen. Die Längsseite *D* führt grosse römische Λ und |, ferner tief eingekerbte Dreiecke △; auf dieser Seite ist wahrscheinlich das für die Schafe auf die Weide mitgegebene Salz verzeichnet. Die Seite *B* ist mit römisch |, Dreiecken und kleinen römischen ı, die einen senkrecht und die anderen (in der Minderzahl) wagrecht, versehen und bezeichnet wahrscheinlich den Käse; die Seite *C*, mit denselben und noch anderen Zeichen ausgestattet, dürfte die abgelieferte Butter andeuten.

Das Ende des Stockes ist auch auf drei Längsseiten, *B*, *C* und *D*, mit Dreiecken und Strichen versehen, und dies dürfte den Käse bedeuten, welchen der Oberhirt, Hirt und Treiber erhielten: die Hauptnahrung

derselben während der Weidezeit; das Brot lieferten der Reihe nach die »míšaníci« — Besitzer der Schafe.

Die Längsfläche *A* trägt unten gar keine Zeichen, da vielleicht allein die Zahl der Schafe dem Oberhirten vor den Augen schweben sollte.

IV.

(Vergl. Bild 4, Tafel X.)

Manch anderer Zeichen bediente sich der Grossbauer Paul Ország in Neu-Hrozenkov bei Wsetín. Die Zahl »fünf« bezeichnete er durchwegs mit einem römischen aufrechtstehenden V.

Die Halbschafe verzeichnete er sich durch einen römischen Einser, der zur Hälfte verdoppelt wurde; zum Beispiel = 1 Halbschaf, = 5 Halbschafe; die Geltschafe verzeichnete er durch ein kleines Dreieck = △. Zum Beispiel: = 35 Schafe, 2 Halb- und 1 Geltschaf. Fünfzig Pfund abgelieferten Käses bedeutete der römische Einser, zwei I = 100 Pfund = 1 Centner; ein halber römischer I bedeutete 25 Pfund; zwei kleine Dreiecke mit einem Strich verbunden bedeuteten 1 Pfund = 1 Pfund. So zum Beispiel erhielt ein Bauer:

= 4 × 50 Pfund + 2 × 25 Pfund + 5 × 1 Pfund = 2 Centner 55 Pfund.

Das erhaltene Salz hatte für ein ganzes und für $^1/_4$ Pfund wieder besondere Zeichen; ein spitzes Dreieck bedeutete 1 Pfund, durch einen Strich verbundene zwei kleine Dreiecke galten $^1/_4$ Pfund; zum Beispiel: = $28^2/_4$ Pfund.

Eine weitläufigere Beschreibung des Hirtenlebens in der mährischen Walachei brachte Jurende's »Redlich. Verkündiger«, II. Bd., S. 71, und die Zeitschrift der Mezeřičer Museumsgesellschaft »Sborník« S. 5 und 6. Es erhielt sich nur theilweise bis auf unsere Tage; die ehemaligen herrschaftlichen »salaše« wurden bewaldet, und wenig sind der Bauern, die doch noch einige Schafe halten und Kleider aus der Wolle der selbstgezogenen Schafe tragen. In früheren Zeiten hiess es von unserer Walachei: »Bei den kleinen Haushaltungen vertreten einige Schafe und die Ziege die Stelle der Kuh.« Wolný: »Die Markgrafschaft Mähren«, I. Bd., pag. XLVII.

Ueber die Herdform in der Friaul.

Von Prof. Dr. Arthur Petak, Iglau.

(Mit 1 Textabbildung.)

Wenn jahrhundertelang zwei Nationen in leidlicher Verträglichkeit derart nebeneinander wohnen, dass ihre Siedlungsgebiete einander vielfach durchdringen, so erfolgt unausbleiblich an verschiedenen Punkten des folkloristischen Gebietes eine Bifurcation, insbesondere sobald auch die Eigenheit der klimatischen Verhältnisse ihren vielleicht unmerklichen, aber desto mächtigeren Zwang ausübt.

In einer solchen Lage befanden sich bis vor nicht allzu langer Zeit die italienischen und slowenischen Bewohner des Isonzothales. Denn wenn auch im Allgemeinen die Stadt Görz insoferne auf einer Grenzlinie liegt, als von da stromaufwärts der gebirgige Nordarm des kleinen Landes sammt den Nebenthälern vollständig slowenisch ist, kann doch der Südstreifen nicht als rein italienisch bezeichnet werden, da die östliche Hälfte desselben sehr stark von Slowenen durchsetzt ist, andererseits hat die ehemalige Vorherrschaft der italienischen Amts- und Verkehrssprache bewirkt, dass auch im nördlichen Theile das italienische Element eine grosse Bedeutung für die Culturverhältnisse erlangte.

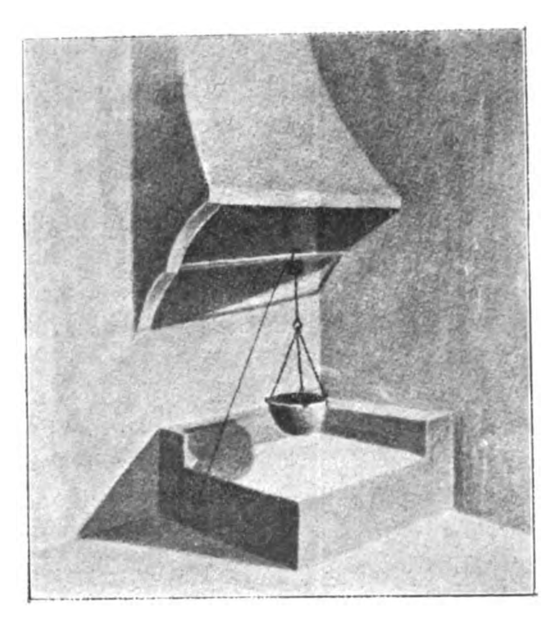
Inwiefern nun durch solche aus Interessengemeinschaft hervorgehende fortwährende Berührung thatsächlich eine gegenseitige Beeinflussung des Volkscharakters eintrat, liesse sich natürlich am sichersten und bequemsten durch eine Vergleichung der vorhandenen Volkslieder feststellen. Man hätte zu zeigen, wann und wie oft dieselben Motive bei beiden Nationen wiederkehren und von welcher Seite in jedem einzelnen Falle die Anregung ausgeht; diesen Resultaten hätte man die beiderseitigen Sondergruppen entgegenzuhalten und wäre dann zu ebenso interessanten als werthvollen Schlüssen über den Werdegang volksthümlicher Eigenart berechtigt.

Solche Erwägungen drängten sich mir jedesmal auf, wenn ich zur Weinlesezeit die Mädchen sich unter den Arm fassen und in breiten Reihen singend über die Strasse von Peuma herunterziehen sah; denn indem diese Kinder des Volkes, obwohl fast durchwegs slowenisch, Lieder in beiden Sprachen sangen und sogar in der Muttersprache vorgetragene Lieder gleich darauf in italienischer Sprache wiederholten, lieferten sie den Beweis, dass sie gewisse Lieder als Gemeingut betrachten gelernt haben, wohl deshalb, weil dieselben beiden Nationen als Ausdruck der ihrem Volke eigenthümlichen Empfindungen erscheinen. Aber ich musste meinen Plan, eine vergleichende Untersuchung der von Flitsch bis Cormons und Duino gesungenen Volkslieder anzustellen, wieder aufgeben; ich stiess auf grosse Schwierigkeiten, deren Erörterung ich mir hier erlassen will.

Dagegen schien ein grösserer Erfolg auf einem anderen Gebiete volkskundlicher Entwicklung gesichert zu sein, nämlich auf dem der

Hausforschung. Leider sind meine diesbezüglichen Materialsammlungen nicht abgeschlossen, so dass ich es derzeit nicht unternehmen kann, eine Studie über die Hausform des Isonzolandes zu veröffentlichen; doch hoffe ich, in einem späteren Zeitpunkt (nach Ergänzung meiner einschlägigen Wahrnehmungen) mit greifbaren und bestimmten Ergebnissen hervorzutreten.

Ohne denselben nun irgendwie vorgreifen zu wollen und ohne mich vorderhand auf das historische und genetische Verhältniss zu anderen Hausformen einzulassen, will ich diesmal bloss eine Beschreibung der Herdform liefern, wie sie mir in den nördlichen Gegenden bei Tolmein und Karfreit, insbesondere aber immer wieder in der friaulischen Ebene auffiel und wie sie selbst in den älteren und ärmeren Stadttheilen von Görz noch jetzt anzutreffen ist.


Fig. 83. Herd in Friaul.

In einer Ecke des Wohnraumes (vgl. die beigegebene Abbildung Fig. 83, für deren Herstellung ich Herrn k. k. Geometer Heinrich Tlusty in Iglau zu bestem Danke verpflichtet bin) erhebt sich bis zur Kniehöhe ein steinerner Aufbau von durchschnittlich 2 *m* Ausdehnung in die Länge und Breite. In der Mitte dieses offenen Herdes, welche mitunter eine kleine, durch den langen Gebrauch entstandene Mulde aufweist, wird das Holzfeuer angemacht. (Die Verwendung der Kohle kennt man nicht.) Der Rauch zieht unter einem dachartigen Vorsprung der Decke ab, von welchem eine Kette herabhängt, um den Kochkessel zu tragen. Will man am Brennholze sparen, so wird der Kessel an der Kette aufgezogen oder ganz abgehoben und irgend ein kleines Kochgeschirr direct in die glühenden Scheite gestellt. Roste finden sich nicht.

Daher ist auch die Auswahl an Speisen nicht gross, und jeder Städter, der die Verhältnisse kennt, wird an den Küchenzettel eines solchen Herdes keine Anforderungen stellen. Die höchste Leistung, die ich einmal als Mittagsgast eines Dorfwirthshauses im Coglio-Gebiete bewundern konnte, war eine Art Hühnerrisotto, im Kochkessel für eine grössere Gesellschaft zubereitet.

Der Herd ist aber nicht bloss der Ort, vor welchem die bäuerliche Hausfrau steht, um das Mahl zu bereiten, er ist auch der

Sammelpunkt und die wärmende Zufluchtsstätte der Hausbewohner. Darum laufen an den beiden Wänden niedrige Steinbänke hin, so niedrig, dass die Erwachsenen nicht anders als mit hochgezogenen Knien sich niederlassen können. Hier kauern und spielen den ganzen Tag die Kinder; am Abend findet sich die ganze Sippe auf den Bänken zusammen, in ihrer schreienden Art führen sie lebhafte Gespräche und harren der Mahlzeit, die sie dann aus dem Kessel, der gemeinsamen Schüssel, von ihren Plätzen aus herausschöpfen. Auch die Siesta wird hier gehalten, die Kinder schlafen schliesslich ein, trotz des Streites der Männer.

Wohl um die Zahl der Plätze zu vergrössern, findet man häufig, dass der Herd in einer Nische untergebracht ist, so dass *drei* Wandseiten mit Bänken versehen sind. Ein solcher Herd gewinnt dann ganz das Ansehen einer kleinen, um eine Stufe höher liegenden Kammer.

II. Kleine Mittheilungen.

Herzgespann.

Von Hofrath Dr. M. Höfler, Tölz.

Im 4. Hefte des X. Jahrganges (1904) dieser Zeitschrift S. 164 wird für die Pflanze Herzgespann (Leonurus cordiaca) unter Abweisung der ganz naheliegenden Deutung: Mittel gegen die Krankheit Herzgespann die sonderbare Erklärung gegeben: Herzgespann sei = Hertha's Gespann, dies unter dem ausdrücklichen Vermerke: „wie richtig bereits anderweitig nachgewiesen ist."

Nun wäre es allerdings angenehm, zu erfahren, wo dieser Nachweis der Richtigkeit dieser letzteren Deutung zu finden ist. In Dr. L. Chevalier's: „Der deutsche Mythus in der Pflanzenwelt" ist darüber nichts zu finden; auch in anderen ernsthaft zu nehmenden Pflanzennamenbüchern ist dieselbe unauffindbar.

Dass Herzklopfen = „Spinner des Herzens" sei, wie in dem betreffenden Referate zu lesen ist, wollen wir als Druckfehler (Spanner?) annehmen.

Was aber Herzgespann als Krankheit bedeutet, darüber gibt mein von den betreffenden Volkskunde-Interessenten zu wenig gewürdigtes Krankheitsnamenbuch genügenden Aufschluss. Man kann doch nun nicht annehmen, dass „Herzgespann" als Krankheitsnamen eine andere volksthümliche Bedeutung annehme, als es sie in botanischer Beziehung hatte. Der erste Zweck zur Benennung einer Pflanze liegt in deren Nutzen, in dem Bedürfnisse, das heisst in deren volksüblichen Verwendung. Nun ist das Bedürfniss nach Heilmitteln so alt als die Krankheiten. Die meisten botanischen Heilmittelnamen der älteren Medicin und der Volksmedicin Deutschlands stammen aus den Klöstern, die uns die lateinisch-griechisch-egyptische Medicinwissenschaft überlieferten und dabei auch die Mythologie dieser Culturvölker, zum Theil in christlicher Hülle, verbargen, aus der die späteren antiquarischen Buchgelehrten dann wieder jene Mythologiegestalten schufen, die einen Zusammenhang mit der nordgermanischen Götterwelt haben sollten. Aus der Frejia sollte so immer eine Maria geworden sein, jede Donnerblume sollte zum Thôr = Donnar Beziehung haben, jede rothe oder behaarte Pflanze sollte dem Donnar oder dem Wodan geweiht oder heilig gewesen sein; in Wirklichkeit haben nur sehr wenig deutsche Pflanzennamen überhaupt Beziehung zum germanischen Göttermythus; dies stimmt auch überein mit den Forschungsergebnissen bei Krankheits- und Flurnamen; viel häufiger ist ein solcher Zusammenhang gegeben bei denjenigen Namen, die einen elbischen oder dämonischen Hintergrund haben.



Von dem Glauben an elbische Geister aber war weder das Mönchthum, noch weniger das Volk selbst frei geblieben; die Kleinwelt der niederen Mythologie wurde bis auf unsere Tage mit den Pflanzen in Verbindung gebracht, weil letztere antidämonische Wirkungen haben sollten. Die germanische Heilkunde war überwiegend eine antidämonische. Nun drückt das Wort „Herzgespann" einen anhaltenden Zustand von Spannungsgefühlen in der Herzgegend aus; es ist also ein subjectives Krankheitssymptom, welches hiebei namengebend war; nicht die dämonistische Thätigkeit tritt im Namen „Herzgespann" besonders hervor, obwohl diese Krankheit bis auf unsere Tage volksmedicinisch mit Besprechungen behandelt wurde, sondern das öftere Wiederkehren oder anhaltende Gefühl der sperrenden oder spannenden Herzbeklemmung, dementsprechend lässt sich auch der Name Herzgespann weder als Pflanzen- noch als Krankheitsname übers Mittelhochdeutsche hinaus, also nicht im Althochdeutschen nachweisen, in welcher Culturperiode der dämonische Hintergrund sich auch im Namen noch eher bemerkbar gemacht hätte, zum Beispiel als Spanner, Spannete (conf. ahd. scabado, jucchido, nagedo, flechtinde, scado etc.) In mittelhochdeutscher Zeit, in der sich der Krankheitsname „hertzgespan" vorfindet, wusste man aber von einer germanischen Göttin Hertha nichts. Diese entstand erst durch die Gelehrten des 18. Jahrhunderts, die den bei Tacitus' Germania cap. 40 vorkommenden Namen der Erdenmutter Nerthus in falscher Lesart zu Hertha umformten. Die neuere Mythologie kennt keine germanische Göttin Hertha. Mit solchen Deutungsversuchen: „Hertzgespann = Hertha's Gespann" werden leider immer wieder schon längst überwundene Irrthümer in den volkskundlichen Kreisen lebendig erhalten, was ich mit diesen Zeilen und auf Grund meiner volksmedicinischen Studien verhindern will.

Menschliche Opferfiguren.

Von Dr. M. Haberlandt. (Mit 2 Textabbildungen.)

Das Museum für österreichische Volkskunde besitzt zwei menschliche Opferfiguren, eine aus Eisen, die andere aus Bronze, welche wegen ihrer Seltenheit hier bekanntgemacht zu werden verdienen. — Die *eiserne Opferfigur*, 21 *cm* hoch, welche die nebenstehende Abbildung Fig. 84 darstellt (Inventar-Nr. 7876), ist von Herrn Major Ladislaus Edlen von *Benesch* dem Museum überlassen worden und stammt nach der Angabe des Herrn Sammlers aus Fischau am Steinfelde (Niederösterreich). Sie hat die grösste Aehnlichkeit mit der kürzlich von Franz *Weber* in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin", Band XIV (1904), Seite 215 f. mitgetheilten und abgebildeten eisernen Votivfiguren aus Oberbayern, welche nach diesem Autor ursprünglich phallische Bedeutung hatten und als Fruchtbarkeitssymbole zur Erlangung von Nachkommenschaft aus heidnischer Vorzeit in den christlichen Cult herübergelangten, nicht ohne dass die Kirche die anstössige obscöne Darstellungsart zu unterdrücken sich bemüht hätte.

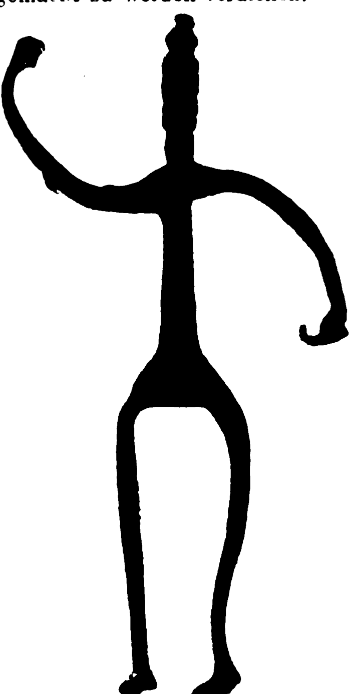


Fig. 84.
Opferfigur aus Eisen von Niederösterreich.

Dass auch unser Opferfigürchen ursprünglich einen Eisennagel von Phallusbedeutung, ähnlich wie Abbildung 2 c. l. c., besessen haben dürfte, zeigt das Loch an der entsprechenden Stelle in der Genitalgegend.

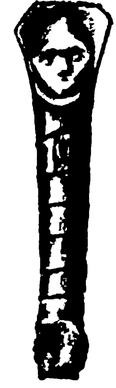


Fig. 85. Opferfigur (?) aus Bronze von Nordböhmen.

Wiewohl Dr. Richard Andree in seinem neuesten umfassenden Werke über „Votive und Weihgeschenke“, Seite 111, die Auffassung *Weber's* bezüglich der ursprünglichen Bedeutung dieses Opferfigürchen abzulehnen sich bemüssigt sieht, glaube ich doch in der Deutung unseres Figürchen mich Weber's Ansicht anschliessen zu dürfen, wobei ich mich vor Allem auf allgemein ethnologische Parallen, die dem Kundigen in reichster Zahl zur Verfügung stehen, stütze.

Unsere *zweite Figur,* welche durch Abbildung Nr. 84 dargestellt erscheint (in natürlicher Grösse, 5 *cm* hoch), ist aus *Bronze* und stammt nach der Angabe ihres ehemaligen Besitzers Herrn Robert *Eder* in Mödling, der sie dem Museum für österreichische Volkskunde in höchst dankenswerther Weise überliess, aus Nordböhmen. Material und Darstellungsstil weisen auf ein sehr hohes Alter des Figürchens hin, für welches nur die in R. Andree's erwähntem Werke angeführten „Fatschenkinder“ aus Eisen als Parallelen heranzuziehen wären. (Vergl. l. c. S. 96 f., Abb. Taf. VI. Fig. 17). Es ist wohl römisch und nach Böhmen verschleppt.

Die „Bärmutter“.

Von Josef Blau, Silberberg. (Mit 1 Textabbildung.)

Die gewöhnliche *Form* der Gebärmutter, welche Frauen bei Gebärmutterleiden zu opfern pflegen, ist die *Kröte;* in Südtirol findet man statt derselben in den Wallfahrtskirchen eine aus Holz geschnitzte *Kugel mit vielen eingesetzten Stacheln.**)

Die Bezeichnung dieser Opfergabe als „Bärmutter“, „Bärmuetter“ oder abgekürzt als „Muetter“ steht fest. Die Bezeichnungen „Igel“, „Stacheligel“, „Kröte“ sind nicht volkstümlich. Auch die Meinung, daß die Stacheln ein Symbol der Schmerzen sein sollen, ist abzuweisen, weil sich in den übrigen Opferfiguren gar kein Analogen hierzu bietet und dem der Name „Bärmutter“ widerspricht.**)

Dr. Höfler erklärt das Vorkommen dieser eigenen Form in Südtirol mit der dortigen Kastanienflora und den Namen Igel, den Hein (a. a. O.) abweist, als Volksetymologie Igel—Egel[1] und aus dem Wortschatze der Gegend.***)

Ich will mit einigen Worten versuchen, den Namen „Bärmutter“ für die Stachelkugel, von der Mundart ausgehend, zu erklären, setzte aber gleich bei, daß diese Auslegung nichts gilt, wenn das fragliche Wort in der südtirolischen Mundart um Bozen, Glurns, Suldenthal nicht vorkommt.

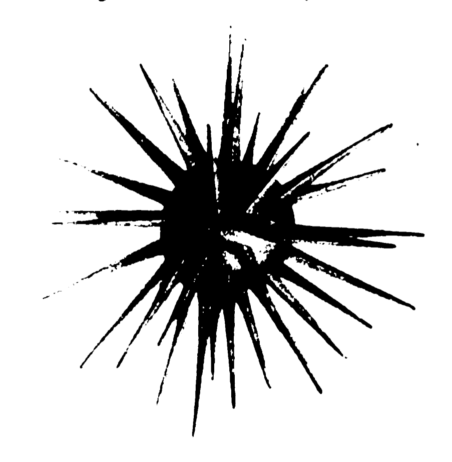


Fig. 86.
»Bärmutter«, Stachelkugel aus Holz von Südtirol.

In den Gemeinden um Rothenbaum bei Neuern (Böhmerwald) heißt die Raupe des Bärenspinners, die oft oder meist in kugeligem (gerolltem) Zustande gesehen wird, *„Bärmuada“*, jede andere Raupe, die nicht behaart ist, „Wurm“. Im Egerlande heißt diese Raupe „Kloghamouda“, ebenfalls fem. (Klage-mutter).†)

„Klo'*muada*“ heißt diese Raupe in und um Neuern. In der Gegend um Markersdorf (Nordböhmen) jedoch „walle“ fem. ††)

*) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., X., S. 420. Dr. Hein: „Die Opfer-Bärmutter als Stachelkugel“.

**) So Hein a. a. O.

***) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., XI., S. 82.

†) Neubauer: „Zur Egerländer Wortforschung.“ Uns. Zeitschr., I., 231.

††) Knothe: „Markersdorfer Mundart.“ S. 122.

Kommt der Name „Bärmuada“ für die Bärenraupe in der Gegend südlich des Brenners vor, so wäre an Volksetymologie zu denken. Ich bitte die Herren Dialektforscher, der Spur nachzugehen und in unserer Zeitschrift hierüber Auskunft zu geben. Vielleicht ist Herr Dr. Valentin Hintner so gütig.

Im Band IV, Seite 27, der „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ schreibt *Gradl* aus dem Egerlande:

„Gewisse Arten von Raupen, die *dichtbehaart* und schwarzbraun sind, heissen im Egerlande Klôghamouda'n“.

Seite 26 sagt er: „Gleicherweise wie anderwärts ist auch im Egerlande die Klagemutter ein bekannter Todesbote. Der hiesigen Sage nach ist sie der verwünschte Geist einer *Hebamme* (sic!), die, einer *dicht und zottig behaarten Kugel* (besser einen Zylinder) ähnlich, sich ohne Füße durch Rollen und Kollern fortbewegt; ihr Aufenthalt ist immer an Kanalöffnungen, in denen sie bei etwaigen Störungen verschwindet.“

(Das Folgende ist eine starke Kürzung des ungemein anregenden weiteren Inhaltes der Gradlschen Arbeit.)

„Für dieses Gespenst kommt vielleicht noch öfter der Name ‚klougha mouda‘ (kluge Mutter) vor. Der eine Name bezieht sich mehr auf die Art der Erscheinung, diese mehr auf das Hexenartige dieser Persönlichkeit des Volksglaubens. (Gradl sucht nun Beziehungen zu Holla—Hela.) Das Erscheinen an der Umgebung eines Kanals scheint mir bloße Verderbung des Umstandes, daß Holla den Aufenthalt in Seen und Brunnen liebe. Nach Simrock Myth. (Bonn 1855, S. 415) kamen aus ihren Brunnen auch die Seelen der *neugeborenen Kinder.* Auch unseren Kleinen kommen Brüderchen und Schwesterchen *aus dem Brunnen.* Unsere Sage von der Klagemutter läßt bezeichnenderweise jene Wesen am ‚Ousch‘ (Kanalöffnung) als den Geist einer *Hebamme* auftreten.“ (In der Folge entfernt sich Gradl wieder von unserem Thema, dem er durch sein Nahekommen ein so bedeutsames Schlaglicht zugeworfen hat.)

*

Zusatz von Dr. V. Hintner, Wien.

Leider bin ich nicht in der Lage, in der betreffenden Frage eine Auskunft zu geben, da ich zu wenig orientiert bin. Daß „Bärmueter“ in Südtirol vorkommen soll, ist mir nicht wahrscheinlich. Wenigstens habe ich in den neun Jahren, die ich dort verlebte, das Wort nie gehört. Und doch kannte ich als eifriger Schmetterlingsammler diese Raupe ganz gut. Ob wir überhaupt einen Namen dafür hatten, weiß ich nicht mehr. Doch ich werde Umfrage halten und falls ich zu einem bestimmten Ergebnis gekommen bin, es mitteilen.

Vielleicht ist für die vorliegende Untersuchung nicht ohne Belang, was das Schweiz. Idiot. (IV, S. 95) bei „Bärmueter“ berichtet: „Mutterkrankheit, malum hystericum. Die ufstige^{n}d Bärmueter, Art Hysterie, wobei die Leidende im Halse eine ***Kugel*** fühlt, welche die Bärmueter sein soll. Bei wundertätigen Gnadenbildern sieht man unter den aufgehängten wächsernen Votivgliedern hie und da eine krebs- oder froschartige Figur, welche obige Krankheit vorstellen soll. Ebenso Kröten aus Blech oder Holz in der Kapelle L. Sempach-Wartensee, wobei die Inschrift: Mi^{n} Bärmueter, das bös Tier, hed mi^{ch} ufg'frësse^{n} schier.“

Die Volksnahrung im Böhmerwalde.

Von Josef Schramek, Freiung.

(Mit 4 Textabbildungen.)

Bezüglich der Volksnahrung muss dasselbe vorausbemerkt werden, was schon im Vorworte der Abhandlung über den böhmerwäldler Baustyl (diese Zeitschrift, X, S. 1 ff.) gesagt wurde: Bei der grossen Längenausdehnung des Grenzgebirges und dem Umstande, dass sich östlich der Einfluss der čechischen Flachlandbewohner, westlich jener der bayerischen und oberösterreichischen Nachbarn geltend macht, ist es selbstverständlich, dass die Kost nicht überall völlig gleich sein kann, und gilt das nachfolgend Gesagte zumeist nur für die höheren Lagen des mittleren Böhmerwaldes.

Im Allgemeinen sind die Böhmerwäldler, was die Kost anbelangt, Feiertagszeiten und insbesondere Hochzeiten und Kirchweihen ausgenommen, von staunenswerther Anspruchslosigkeit, und bilden die Milch und ihre Producte, Kartoffeln, Kraut und Brot die Hauptnahrungsmittel derselben. Von Grünspeisen kennen sie viele — so den Karfiol, den Krauskohl, den Kohlrabi und viele Andere mehr oft nicht einmal dem Namen nach.

Das Brot, welches zu den Jausenzeiten (Neunerbrot und Dreierbrot) genossen wird, wird entweder aus dem selbstgewonnenen Kornmehl (schwarzes Brot) oder — weil der Eigenbau selten reicht — aus Kaufmehl (weisses Brot) gebacken.

Der Sauerteig wird hier allgemein „Ura" genannt. Abends wird mit ihm ein dünner Mehlbrei angesäuert und Morgens darauf erst die Masse zugeschüttet, geknetet, gehen gelassen, ausgewirkt, zu Laiben geformt und gebacken. In den deutschen Dörfern um



Fig. 87. Knödelhafen aus dem Böhmerwald.



Fig. 88. »Tabakscherm« aus dem Böhmerwald.

Winterberg wird das Brot nur wenig, hie und da gar nicht gesalzen, dagegen werden überall Kümmel und Fenchel, manchmal auch Erdäpfel des Geschmackes und der Frische halber beigemengt.

Die drei Hauptmahlzeiten sind das Frühstück, welches zumeist um die sechste Morgenstunde genossen wird, das Mittagmahl, welches zwischen elf und zwölf Uhr stattfindet und das Nachtmahl, welches nach dem Stallverrichten, im Sommer also zwischen acht und zehn Uhr, im Winter schon um die sechste Abendstunde genossen wird.

Das Frühstück besteht aus der allgemein beliebten Sauremilchsuppe (seltener Mehlsuppe) und ganzen oder zerstossenen und dann geschmalzenen Erdäpfeln.

Diese saure Suppe wird entweder aus frischer saurer Milch oder der sogenannten „Hirgstmidl" (Herbstmilch) bereitet. Man schüttet nämlich im Sommer alle überflüssige saure Milch in einen Holzbottich oder Glasofenschmelzhafen und säuert diese immer wieder etwas nach. Von der frischen sauren oder Herbstmilch, Mehl und Salz wird ein „Teigl" bereitet, in siedendes Wasser gegossen, das Ganze gequirlt und die Suppe ist fertig. Diese saure Suppe ist sehr nahrhaft und gesund und erwärmt den Körper, besonders zur Winterszeit recht warm genossen, wie Glühwein.

Ist in der Suppe recht viel Quark, so nennt man sie „Kassupp'n". „Kaffeesupp'n" (Kaffee in der grossen Schüssel) wird nur von wohlhabenderen Leuten zum Frühstück, aber nie mit Erdäpfeln, sondern mit eingebrocktem Weissbrot gegessen.

Zum Nachtmahl wird überall wieder saure Suppe mit Kartoffeln oder Brotschnitteln gegessen.

Die Vormittags- und Nachmittagsjause besteht aus Brot, welches bald blank, bald mit saurer Milch gegessen wird.

Zu Mittag kommt fast überall als erster Gang („d' Vorspeis"), eine Schüssel voll gekochten und gewöhnlich eingebrannten Sauerkrautes auf den Tisch, welches entweder, und zwar meistens mit Brot, oder, was seltener der Fall ist, mit Knödeln genossen wird.

Hierauf folgt in der Regel eine Erdäpfelspeise mit saurer Milch und zuletzt erst die Suppe. (Auch dann, wenn, wie an Festtagen, Rindfleisch auf den Tisch kommt.) Knödeln mit Kraut oder Knödeln mit Schwämmesauce bilden auch ein beliebtes Mittagessen.

Ist genügend Rauchfleisch vorhanden, so wird zu Winterszeiten an Dienstagen („Irda") und Donnerstagen („Pfinsta") Geselchtes, Kraut und Knödeln gegessen, sonst nur an Festtagen und Sonntagen. Hie und da gibts auch eine „Kasch", Reis- oder Hirsebrei, und wenn die Zeit drängt, begnügt man sich zu Mittag auch mit Brot und saurer oder süsser Milch.

Im Nachfolgenden sollen die wichtigsten Erdäpfel- und Mehlspeisen aufgezählt und, wo nöthig, auch die Bereitungsart derselben angegeben werden.

Von Knödeln gibt es im mittleren Böhmerwalde zwei überall bekannte und beliebte Arten: erstens die Reiberknödel, zweitens die „schwarzen Knödel". Die ersteren bereitet man aus circa zwei Theilen geriebenen rohen und einem Theile gekochten Erdäpfeln, etwas Schmetten oder saurer Milch und Salz. Die geriebenen rohen Erdäpfel kommen in einen eigenen Topf, welcher, wie beistehende Fig. 87 zeigt, an seinem unteren Umfange Löcher hat, durch welche das stärkehältige (zu mancherlei Speise verwendbare) Wasser abrinnt, worauf Alles zusammengeknetet wird. Die schwarzen Knödel bereitet man aus Kornmehl und etwas gekochten Erdäpfeln und ein wenig Schmalz, oft auch mit etwas süssem oder saurem Schmetten.

Vom Sterz gibt's auch zwei Arten, Erdäpfelsterz und Mehlsterz. Der erstere wird aus rohen, geschälten, aber nicht geriebenen Erdäpfeln und gewöhnlichem oder geröstetem Kornmehl (Vorflsterz) oder aus lauter Kornmehl (gewöhnlicher Mehlsterz) bereitet. Beide brauchen viel Schmalz. Erdäpfelnudeln und „Wackerln" unterscheiden sich nur der Form nach (erstere sind kurze, daumendicke Nudeln, letztere dalkenförmig) und werden beide aus Kornmehl, Milch und Germ bereitet, abgetrieben und am Nudelbrett geformt. Erstere übergiesst man oft in der Pfanne mit saurer Milch oder saurem Schmetten; bei beiden kommt Schmalz in die Pfanne. Die Erdäpfelzelten sind ähnlich, aber mehr flach.

Schorm- oder Schermblattla werden aus Mehl, Wasser und Salz bereitet, dünn gewalzt, in der Röhre hart gebacken und dann zerklopft (daher Scherbenblätter).

„Ofaknödl" sind gewöchnliche Buchten aus Kornmehl oder weissem Mehl.

Die Krapfen, welche ebenfalls nur an Festzeiten gebacken werden, differiren mit den sonst bekannten Krapfen hauptsächlich in der Gestalt; sie sind nicht in der Mitte am dicksten, sondern beiderseits eingebuchtet, so dass nur eine ganz dünne Teigscheibe in der Mitte bleibt Aermere Leute backen sie in Unschlitt.

„Gfrörti T'reräpfl" sind kleine, in Schmalz gebackene Knödel.

„Schnitzln" sind in dünnflüssigem Teig eingetauchte und dann ebenfalls im Schmalz gebackene Semmelschnitten.

„Knöpf" sind ganz kleine Buchten.

Gewöhnliche geschnittene Nudeln, nur dicker, und Kuchen (Kolatschen) wie anderswo bereitet, werden allerorts gegessen.

Die Zubereitung der Fleischspeisen lässt meist viel zu wünschen übrig, da die Braten gewöhnlich nur gedünstet, Kalb-, Schöpsen-, ja auch Schweinebraten zumeist nur gekocht werden; desgleichen Wildpret.

Von Grünspeisen werden nur das schon erwähnte und täglich genossene Kraut, „Torschten" (Futterrüben), Häuptelsalat und rothe Rüben gegessen. Die Futterrüben werden oft auch wie das Sauerkraut eingelegt und gesäuert gekocht.

Die rothen Rüben gelten als Delicatesse, dürfen zu gewissen Zeiten auf dem Tische nicht fehlen, und insbesondere das Wasser von solchen schlürfen die Festtheilnehmer mit sichtlichem Wohlbehagen.

Erbsen, Bohnen und Linsen werden sehr selten gegessen; die Leute mögen selbe nicht.

Fett vertragen die Böhmerwäldler ungemein viel, so müssen Rühreier buchstäblich im Fett schwimmen, das heisst, vom Fett bedeckt sein, und das Schweinflei ch, welches im Böhmerwalde als solches auf den Tisch kommt und benannt wird, ist oft nichts anderes, als eine vier bis fünf Finger dicke Speckschichte mit einem bescheidenen fingerdicken Streifen Fleisch.

Getrunken werden ausser süsser und saurer Milch, auch noch Bier, selten Wein und Schnaps. Es gibt Dörfer, wo überhaupt kein Branntwein zu haben ist und an Festtagen oft von weither erst geholt werden muss.

In der Eisensteiner und der Stubenbacher Gegend ist das Menu an Kirchweihen und bei Hochzeiten ein sehr reiches und soll hier ein Hochzeitsmahl in der Reihe der Gänge (aus eigener Anschauung) angeführt werden: Rindsuppe mit Nudeln, Rindfleisch mit Schmettenkren, Beusch'l, geschnittene Nudeln, Kuttelfleck, Reiskasch, saures Rindfleisch, eingemachtes Kalbfleisch, Schweinernes mit Kraut und Knödeln, Rindsbraten, Kalbsbraten mit Zwetschk'n und „gfrört'n T'reräpf'ln", Schöpsenbraten mit rothen Rüben(!), Krapfen, Gugelhupf und Gebäck („Kolatschen" und „Zuckerback").

Natürlich vermag Niemand, auch der stärkste Esser nicht — und solcher gibt's hier genug — von allen Gerichten viel zu essen, wiewohl die Hochzeitstafel von Mittag bis Abends dauert und zwischen den Gängen getanzt wird. Es bekommt aber jeder Hochzeitsgast das „Pschoid" (ein Tuch [Serviette] voll Kolatschen etc. als Entgelt für das „Schenkgeld") mit.





Fig. 89. »Tabakscherm« mit Reiber, Böhmerwald.

Von den Feiertagen werden die Weihnachten am meisten festlich begangen und demgemäss an diesen Tagen am besten „aufgekocht". Am heiligen Abend wird Früh gefastet, zu Mittags gibt's Knödeln und Schwämmesauce, des Abends die Ueberreste hievon, dann gekochte Zwetschken und Birnen mit Ofa-Knödeln. Nach der Mette gibt's Mettenwürste.



Fig. 90. »Brisilglas«, Böhmerwald.

Am heiligen Tag Früh Kaffee mit Ofa-Knödeln, Mittags Rindsuppe mit Reis, Rindfleisch mit Kraut, Schweinefleisch mit Knödeln, Eierschmarrn. Abends die Ueberbleibsel. Zu Ostern gibt's dasselbe, aber anstatt Eierschmarrn Krapfen.

Zu Pfingsten ist das Essen ähnlich, doch kommt nur einerlei Fleisch auf den Tisch.

Krapfen werden auch im Fasching, am „Johannstag" am Kirchenfeste und zur Kaiserkirchweihe gebacken.

Die Schulkinder, welche über Mittags in der Schule bleiben (manche von ihnen müssen Früh um 6 Uhr aus dem Hause und kommen erst zwischen 4 und 5 Uhr — Nachmittags ist von 1 bis 3 Uhr Unterricht — heim), bekommen in der Regel nur ein grosses Stück Brot mit.

Holzhauer, welche tagelang im Schlage bleiben, nehmen sich Brot, Mehl, Gries, Schmalz, Salz etc. mit und kochen ihre Mahlzeiten in den Holzhauerhütten, welche nichts anderes als eine Herd- und Schlafstelle enthalten.

Schliesslich möge hier noch eines „Genussmittels" gedacht werden, welches zwar nicht zur Nahrung gehört, jedoch auch wichtig und hier zu erwähnen am besten am Platze ist, des Tabaks. Im oberen Walde wird viel geschnupft und wenig geraucht, im unteren umgekehrt. Geraucht wird nur ordinärer Inlandtabak, und zwar in kurzen Holzpfeifen, welche bei der Arbeit nicht behindern. Geschnupft wird zumeist der aus Bayern geschwärzte „Brasil" oder Brisiltuwak", welcher in einer gugelhupfähnlichen Tonform

(Fig. 88) mittelst eines hölzernen Reiberschlägels (Fig. 89) und unter Zusatz von Schmalz (daher „Schmalzl") etwas Asche (und bei sehr starken und abgestumpften Geruchsorganen auch Glasstaub) gerieben wird. Der Schnupfer schüttet aus dem Brisilglasel (Fig. 90) eine „Raupe" auf den Handrücken und fährt mit der Nase über sie hin und her, des Tags wohl hundertmal, und wenn sich zwei Freunde begegnen, so reichen sie einander statt einander zu begrüssen, das Brisilglasel hin.

Totschlagsühnen und Kreuzsteinurkunden aus dem nordwestlichen Böhmen.

Ein Beitrag zur mittelalterlichen Kulturgeschichte.

Von Franz Wilhelm, Pilsen.

Schon in meinem ersten Kreuzsteinartikel in dieser Zeitschrift (V. Jahrgang, Heft 9—10) bezeichnete ich — nach der Auffindung und Beschreibung einer größeren Zahl von alten Steinkreuzen und Kreuzsteinen — als der Kreuzsteinforschung wichtigsten Teil nunmehr die Suche nach alten Dokumenten, die zu unseren Steinen in irgendeiner Beziehung stehen, da die, wenngleich recht zahlreich und fast über jedes Kreuz vorhandenen Sagen, wie wir uns an ungezählten Beispielen überzeugen konnten, nur in den allerseltensten Fällen einen der wahren Errichtungsursache nahe kommenden Hinweis geben, ja in vielen Fällen — siehe die Bezeichnungen und die damit im Zusammenhange stehenden Sagen über „Schweden"-, „Cyrill"-, „Hussiten"-Steine etc.! — die Wahrheit über Errichtungszeit und -Ursache eher zu verdunkeln als aufzuhellen geeignet erscheinen. Denn außer den beiden in dem lehrreichen Aufsatze von M. Eysn im III. Jahrgange dieser Zeitschrift, S. 72 und 73, abgedruckten Urkunden aus dem Jahre 1550, welche die Errichtung eines hölzernen und eines steinernen Sühnkreuzes im Salzburgischen betreffen, und den drei in den „Mitteilungen der k. k. Zentralcommission für Kunst- und historische Denkmale", XXI, über mährische Kreuzsteine mitgeteilten Sühnverträgen ist uns bis vor kurzer Zeit kein Dokument dieser Art aus unserem Vaterlande bekannt geworden. Und doch muß zugestanden werden, daß solche Urkunden nicht bloß für die Kreuzsteinforschung und die damit innig zusammenhängende Totschlagsühne im besonderen, sondern wegen ihres übrigen, meist recht umfänglichen Inhaltes auch für die Volkskunde im allgemeinen von der größten Bedeutung sind. Wissen wir doch zum Beispiel schon aus den auf Grund eines reichen Materials geführten Untersuchungen des Verwesers des Egerer Stadtarchivs Dr. Karl Siegl, daß das Egerer Kriminalrecht bis zum Ausgange des 14. Jahrhunderts die Todesstrafe nicht kennt, sondern bei Mord und Todtschlag, Raub und Diebstahl, Brandstiftung und anderen schweren Verbrechen — gleich anderen Gerichtshöfen Deutschlands — die Acht verhängt, aus der sich der Missetäter jedoch durch Aussöhnung mit der Sippe des Getöteten oder sonst an Leib oder Gut schwer Geschädigten durch Zahlung eines Sühn- (Buß- oder Wer-) Geldes und anderer näher bedungener Leistungen befreien kann. Es mußte daher — angesichts der noch zahlreich vorhandenen alten Sühnzeichen — für Freunde unserer Sache geradezu beschämend sein, noch über kein einziges altes Steinkreuz im besonderen, ja nicht einmal über das Wesen der Steine im allgemeinen irgendeine zuverlässige (urkundliche) Nachricht aus unserer Heimat zu besitzen.

Da es nun dem Schreiber dieser Zeilen gelungen ist, in mehreren Städten des nordwestlichen Böhmen eine ganze Reihe hierher gehöriger Dokumente aufzufinden, so sollen einige davon hier mitgeteilt werden. Erwähnen möchten wir noch zuvor, daß wohl auch schon außer den oben erwähnten, weiteren Kreisen zugänglich gemachten fünf Sühnverträgen hie und da noch einige, auf unser Vaterland bezügliche Aktenstücke dieser Art im Druck veröffentlicht worden sind. (Zum Beispiel in Dr. Hallwich's „Geschichte der Bergstadt Graupen", in Dr. Horčička's „Urkundenbuch der Stadt Aussig". Auch in Hormayer's Taschenbuch 1848 ist bereits von steinernen „Sühndenkmalen" in Nordmähren die Rede.) Allein da diese Stellen doch zumeist nur einen mehr lokale Interessen verfolgenden Charakter besitzen und der Abdruck der Urkunden nicht zum Zwecke der speziellen Kreuzsteinforschung geschah, so blieben diese für unsere Steine allerdings



höchst wichtigen Mitteilungen bis in die jüngste Zeit fast ohne Beachtung und wären dies aus den von uns an anderem Orte näher auseinandergesetzten Gründen wahrscheinlich auch noch weiterhin für eine unabsehbare Zeit geblieben, hätten sich nicht die zumeist erst seit einem Jahrzehnt erstandenen volkskundlichen Zeitschriften des Gegenstandes in besonders wohlwollender Weise angenommen.

Ohne mich nun hier nochmals auf die vielfachen Deutungen, welche unseren Steinen im Laufe der Jahrhunderte gegeben worden sind, einzulassen und ohne die Haltlosigkeit der meisten hierüber aufgestellten, mitunter recht poesievoll klingenden und, von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet, auch recht interessanten Sagen oder Legenden dartun zu wollen, will ich gleich einige der von mir aufgefundenen und weiteren Kreisen noch nicht zugänglich gemachten Sühnverträge zum Abdrucke bringen. Aus einer solchen Vorführung dürfte am besten hervorgehen, daß die meisten — wenn nicht alle — *alten* Steinkreuze auch in unserem Vaterlande, einer alten Rechtssitte folgend, *zur Sühne für einen begangenen Mord oder Totschlag errichtet werden mußten*. Aus der wort- und buchstabengetreuen Wiedergabe der Dokumente wird dann auch noch der Sprachforscher und Kulturhistoriker im allgemeinen verschiedene Schlüsse ziehen und manches Brauchbare entnehmen können, umsomehr als einige Verträge noch in die vorhussitische Zeit zurückreichen und somit den Lautstand der Sprache im nordwestlichen Böhmen aus jener für das gesamte geistige Leben höchst bedeutungsvollen Epoche, wenigstens bei den gebildeten Städtern, so ungefähr erkennen lassen. Einige Bemerkungen zu dem besonderen Inhalte einzelner Urkunden sollen uns dann zum Schlusse noch gestattet sein. Die den Totschlagsühnen meistens folgenden „Urfehden", deren uns noch eine viel größere Zahl als von den ersteren erhalten geblieben ist, sollen hier ganz unberücksichtigt bleiben.

Nr. I. (1474.)*)
Nikel Candler.
Hans Schuster.

Nota zcuwissen, das vor Richter vnd Schoppen zcu Grawppen nach Crists geburt vierczehenhundert vnd in den vier vnd Sibenczigistn jaren, den montag nach Andraee, Ist ein entlicher vnd volkomlich' entschyd gescheen des *todslages* halben, belangende Nikel Candler, dem got gnad, an eym teyl vnd Hans Schustern am andern teyl durch die vorsichtige Hans mulner vnd Sigmund kuchemeistr an Nikeln Candlers teyl vnd Endres Colern vnd Nikel Smid an hans Schusters teyle, jn sulcher weysze, das Hans Schuster vor sulchn vngefug, den er an Nikel Candler begangn hat, zcu *erste* leistn sol ein ochfart, zcu *andern mal* dreissig szelmessn in Crawppn, esz sey in der pfarrkirchn ader jm Closter, zcu *drittn* ein selbade, zcu *vierdn mal* ein *steynen krewcz* zcu setczn. Sulche oben geschribn vier artikel solln gewonlich vnd ordenlich auszgericht werdn Nikel Candler, dem got gnad, selen zcu selikeit. Darnach sol der genāt Hans Schuster zcu besserung gebn Nikel Candlers eweybe vnd seinen nachgelassn weyszn Czehen schok swert groschn drey auff weynachte nechstkomende, Item drey schok swert groschn auff mitte vastn darnachvolgende Und auff sant Johanstag des tewffers vnsers herrn also bald darnach die vbrign vier schok groschn, Iczliche tageczeit onuerczogenlich. Und also sulln alle ding, czwischn beydn parteyen Inmassn durch jre gute frundt vnd Sonlewtte oben berurt entschidn vnd freuntlich bericht sein, gehaldn werdn. Also das die parteyen keyne der andern, auch nyemandts von jren wegn, eyns dem andern in arge gedenckn. Des zcu warhaftiger bekentnus habn sie vns gebetn, sülchn redlichn entschid in vnser Statbuch zcu schreibn lassn.

Und sülche obgemelte Czehn schock Hat Nikel Candlerin mit jren kindn von hanszn Schuster gancz vnd gar empfangn, jnmassn vnd wie das beteydingt ist, vnd auchhands pflicht, die er hat solln thun, nach awszweyszung der beteydigung hat hans Schuster vorbracht.

Auch ist ann d' mittwoch noch *xpi* geburth taußent vierhundertt Innl xxvj jore Balczer candler, des vorstorbnn nickel kandlers leyblicher Son, vor ein vol Siczenden

*) Aus dem *Graupener* Stadtbuche.

roth komenn vnd bott, vor sich, seynne Erben vnd Erbnemenn ein volstendigen verczicht vor alle anspruch, dy er czu gedochten hans schuster ad' zcu seynne erbneme vermeint zcuhabnn, jn nymē dor vmb anczulangen.

Nr. II. (1467.*)

Wir hernach geschriebenen Ulrich Schwarz, Schuster, diezeit Bürgermeister zu Schlackenwert, Nikolaus Pychon, Baccalaureus, Wenzel Pychon, Mitbürger daselbst und N. Schönūperck von Albernreuth, bekennen alle vier einträchtig und thun kund öffentlich vor allermänniglich, so als von solchen Übels und *Todtschlages* wegen, den Nickel Schneider, auch Mitbürger zu *Schlackenwert*, an Gilgen Tümmig von *Treunitz* gethan und begangen hat und haben wir obgenannten vier Teidungsleute solchen obgeschriebenen Todtschlag mit des oben gedachten Gilgen Tümmigs seligem Gedenknis Bruder und anderen seinen Freunden und des oben genannten Nickel Schneiders gutem Willen und Wissen beredt, abgeteidingt und geschlichtet, inmassen hernach begriffen und geschrieben steht: *Item zum Ersten* haben wir, die oben geschriebenen beiden Parteien und alle, die auf beiden Parten in den Sachen verdächtigt sind, bei handhabendem Thun und Ehren ganz und gar berichtigt und gepflichtet und abgethan: also welcher Theil das gegen den andern in einigerlei Argen übet oder rühret mit Worten oder mit Werken, heimlich oder offenbar, und das mit Wahrheit überzeuget, der soll gelobbrüchig, treulos und ehrlos sein und zu einem Biedermann untüchtig sein. *Item* darnach soll Nickel Schneider ausrichten und erlegen alle Zehrung, die auf beiden Theilen verzehrt und gethan ist, Arztlohn, Stockgeld, Fürsprecherlohn. *Item* darnach soll der oben gedachte Nickel Schneider des bemelten Gilgen Seele zu Hilfe und Troste eine Aachfahrt durch sich selbst oder durch sein Geld leisten und ein ***steinernes Kreuz*** nach eines Rathes Rath zu Schlackenwert setzen und dreißig Seelenmessen zum Gedächtnis des genannten Gilgen bestellen und durch sein Geld lesen lassen. *Item* es soll auch der oben geschriebene Nickel Schneider 10 Pfund Wachs kaufen und geben, nämlich 4 Pfund des Gilgen Bruder und seinen Freunden, die sie mit sich nehmen, und durch seiner Seele Seligkeit willen, und die 6 Pfund soll ihnen Nickel Schneider geben, und was der 6 Pfund übrig bleibt, das soll ein Rath durch der gedachten Seele willen zum Gottesdienste wenden. *Item* soll der oben gedachte Nickel Schneider ausrichten und bezahlen auf die nächst kommenden Pfingsten nach dato dieses Briefes neunthalb Schock Groschen guter Münze und Landwährung, also nämlich vier Schock des gedachten Geldes zu unsern Tonhäusern hier zu Schlackenwert und die fünf'halb Schock auf die vorgenannten Pfingsten. (. . . folgen die Namen der „itzt mit Genügen genannten" Bürgen.) Und von besserer Sicherheit wegen haben wir oben geschriebenen Teidungsleute und wir itzund gedachten Bürgen mit Fleiss einträchtiglich gebeten die ehrbaren und vesten Hansen Kropitz zu Schlackenwert und Hansen von Hosla, in Gefell gesessen, dass sie ihre Insiegel **) von unserer fleißigen Bitte wegen zu Ende dieser Schrift gedruckt haben, ihnen und ihren Erben ohne Schaden.

Geschrieben und gegeben den ersten Sonntag nach Ulrichstag, nach Christi Geburt vierzehnhundert Jahr, darnach in dem sieben und sechzigisten Jahre.

*) Auf einem losen Blatte, derzeit im Archiv der Stadt *Eger*, hier mit Beibehaltung der alten Wortfolge, jedoch in neuhochdeutscher Transkription der einzelnen Wörter wiedergegeben, da sich Verfasser seinerzeit nur eine stenographische Abschrift vom Original genommen hat. Einen Egerer Sühnvertrag im Originalwortlaute (ebenfalls aus dem Jahre 1467) veröffentlichte der Verfasser im 39. Jahrgange der „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen".

**) Diese beiden Siegelabdrücke (in grünem Wachs) sind heute noch, und zwar ziemlich unversehrt, auf der Urkunde vorhanden. — Auch habe ich nachträglich bei Schlackenwert zwei alte, hieher gehörige *Steinkreuze* gefunden, in deren einem wir wohl dasjenige zu erblicken haben, das „Nickel Schneider, Mitbürger zu Schlackenwert, wegen des an Gilgen Tümmig getanen Totschlages von solchen Übels wegen, des bemelten Gilgen Seele zu Hülfe und Troste nach eines Rathes Rath zu Schlackenwert" — also wohin dieser es bestimmen würde — setzen zu lassen hatte.



Weitere Kreuzsteinurkunden habe ich in den „Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für kunst- und historische Denkmale“, XXVII (1901) und in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ (XXXIX) veröffentlicht, von denen der eine (schon oben anmerkungsweise erwähnte) im Egerer Archive befindliche „Taydigungs-Zettel“ nicht allein wegen des materiellen Inhaltes, sondern auch noch wegen der Beschreibung einer formellen Sühne besonders bemerkenswert erscheint.

Nr. III. (1400.) Aus dem Duxer Stadtbuche.

Vor uns seyn komen zu gehegte bank niklos und hans sein bruder, des Wanke Jubancz söne, czu der zeit gesessen zu Lausch, und haben do mit guten willen rechenschaft gelobet Mathisen und Thomas sein bruder, auch zu Lausch, von des *todslages* wegen ires bruders und haben gelobet zu tun eyne Romfart und eyne ochfart und zu dem heylygen blute eyne fart. Wo sie das nicht tun täten in zweyhen jahren, und das überwinden würden, des haben sie sich verwillkürt bei dem Halse und wo sie keine drohe täten in und allen iren freunden der Stadt oder unseres herrn leute, das sie des halses sullen vervallen sein und sullen keine wonige haben uf unsers hern güter, noch uf den der mönche bei eyner meylen.

Zum Schlusse noch einen Sühnvertrag — von mehreren uns zur Verfügung stehenden — aus dem *Teplitzer* Stadtbuche (hier in Uebersetzung, da das Original in tschechischer Sprache eingetragen ist). In diesem wird — abweichend von den meisten anderen, ein sichtbares Sühnzeichen fordernden Verträgen — ein *eichenes Denkmal* setzen zu lassen bestimmt. Der wesentliche Inhalt der Vertrages ist:*)

Nr. IV. (1560.)

Der Bräuer Valentin aus Bieleschitz, der den Siegmund aus Kradrob *ermordet* hat, soll zum Ersten an die hinterbliebenen Waisen 50 Schock Groschen zahlen, und zwar zu Weihnachten desselben Jahres 5 Schock und von den folgenden Jahren angefangen immer zu Ostern 5 Schock und zu Weihnachten 10 Schock bis zur Begleichung obiger Summe. Ferner hat er zu Martini um 6 Schock Tuch für die Armen zu kaufen in Gegenwart der Freunde des Ermordeten, zu Beginn des nächsten Jahres in Teplitz eine Messe lesen zu lassen und die Kosten für die Heizung dreier Armenbäder zu tragen. Für die Armen musste er ausserdem 50 Kuchen backen lassen und ein halbes Viertel Bier anschaffen. *Zur Erinnerung an den Ermordeten sollte er an einem Platze, der ihm angewiesen würde, ein eichenes Denkmal setzen lassen.* Endlich wurde ihm verboten, zeitlebens eine Waffe bei sich zu tragen.

In diesem Falle, in dem es sich wahrscheinlich um einen Mord unter erschwerenden Umständen oder um einen leistungsfähigeren Missetäter handelte, wurde offenbar ein „eichenes Denkmal“ höher geschätzt, als das sonst gebräuchliche steinerne Kreuz. Im ganzen sind hier aber die materiellen Leistungen bedeutend größer, namentlich den Seelgerätbestimmungen gegenüber, als in anderen Verträgen. Indeß bildet die vorliegende Sühne eine Ausnahme, da sich andere derartige Verträge (aus den Jahren 1501, 1506, 1546, 1548 u. s. w.) im allgemeinen auch nur in den uns aus den Graupener, Duxer, Egerer sowie aus den bayrischen und schlesischen Verträgen bekannten Forderungen bewegen, so daß ein namhafter Gelehrter einmal den Ausspruch tun konnte, „es wäre nirgends billiger gewesen, einen Mord zu begehen, als im mittelalterlichen D.“

Aus dem speziellen Inhalte der im Voranstehenden mitgeteilten Sühnverträge bedarf die in Nr. III (Dux) enthaltene Bestimmung, „eyne Romfart und eyne ochfart (Wallfahrt nach Aachen) und *zu dem heylygen blute eyne fart*“ zu tun, einer näheren Erklärung, weil sie bisher noch in keinem Kreuzsteinartikel gegeben worden ist.

Die „Fahrt zu dem heiligen Blute“ ging nach Wilsnack, das ist einem Orte in der Westpriegnitz (an der Berlin-Hamburger Eisenbahn, dort wo sie sich der Elbe nähert, kurz vor Wittenberge). Wilsnack erhielt schon 1471 Stadtrecht und besitzt die älteste

*) Nach Prof. Rudolf Knott in seinem Aufsatze „Teplitzer Leben im 16. Jahrhundert“ im Jahresberichte des Real- und Obergymnasiums in Teplitz 1893.



Kirche des Landes. Die Wallfahrt geschah zu den *„heiligen drei Hostien"*, die nach dem Brande der Kirche im Jahre 1383 unversehrt aufgefunden wurden, wiewohl schon die Prager Synode vom Jahre 1405 diese Fahrten verbot — auch Hus hatte dieses Verbot in einer eigenen Schrift verteidigt — und eine Magdeburger Provinzial-Synode vom Jahre 1412 das Benehmen der Wilsnacker Geistlichkeit als Betrug bezeichnet hatte. Dagegen erklärte der Papst Nikolaus V. im Jahre 1453 seinen Glauben an das heilige Blut. Am 28. Mai 1552 verbrannte der erste evangelische Pfarrer der Stadt, Joachim Ellefeld, die heiligen Hostien und von da ab finden wir auch keine Wallfahrten mehr dahin angesetzt, so sehr diese vordem auch im Schwange waren und für einen und denselben Totschlagsfall nicht selten zwei-, ja sogar auch dreimal angesetzt erschienen.

Die Bedeutung der anderen in den einzelnen Verträgen vorkommenden Bestimmungen darf als bekannt vorausgesetzt werden; doch wollen wir nicht unterlassen, noch darauf hinzuweisen, daß mit der selbst schon in diesen wenigen Beispielen hervortretenden großen Mannigfaltigkeit in den Sühnbestimmungen (die *„czu besserunge desz todesz schlages vnd mortß"* und *„czu hilfe und troste des ableybn zele"* gesetzt wurden) jene noch keineswegs erschöpft erscheint.

Als positive Ergebnisse der Kreuzsteinforschung im westlichen und nordwestlichen Böhmen hätten wir bis nun zu verzeichnen: Die Abbildung und Beschreibung von 257 alten Steinkreuzen, beziehungsweise Kreuzsteinen (92 in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", V; 39 in den „Mitteilungen der k. k. Zentralcommission für Kunst- und historische Denkmale", XXVII; 60 in „Unser Egerland", III, und 66 in der „Erzgebirgs-Zeitung", XXIV). Von 85 weiteren Steinen hat der Verfasser bereits selbst Nachrichten (Skizzen, Maße, Sagen etc.) an Ort und Stelle eingeholt und ferner Kenntnis von dem sicheren Vorhandensein weiterer 105 alter Kreuzsteine erlangt. Ueber eine größere Zahl der letzteren wurden uns auch schon Skizzen und andere Nachrichten zur Verfügung gestellt, so daß uns aus dem Westen und Nordwesten Böhmens nunmehr schon gegen 500 hierher gehörige Steine bekannt sind, namentlich wenn wir noch die von K. Alberti in seiner Schrift „Kreuzsteine des Ascher Gebietes", ferner die von Georg Schmidt im IX. Jahrgange dieser Zeitschrift, weiter von Dr. M. Urban besprochenen und die von anderen gelegentlich mitgeteilten Steine in Betracht ziehen, womit wir aber selbstverständlich die Zahl der heute noch vorhandenen alten Steinkreuze noch keineswegs als erschöpfend aufgezählt betrachten dürfen.*)

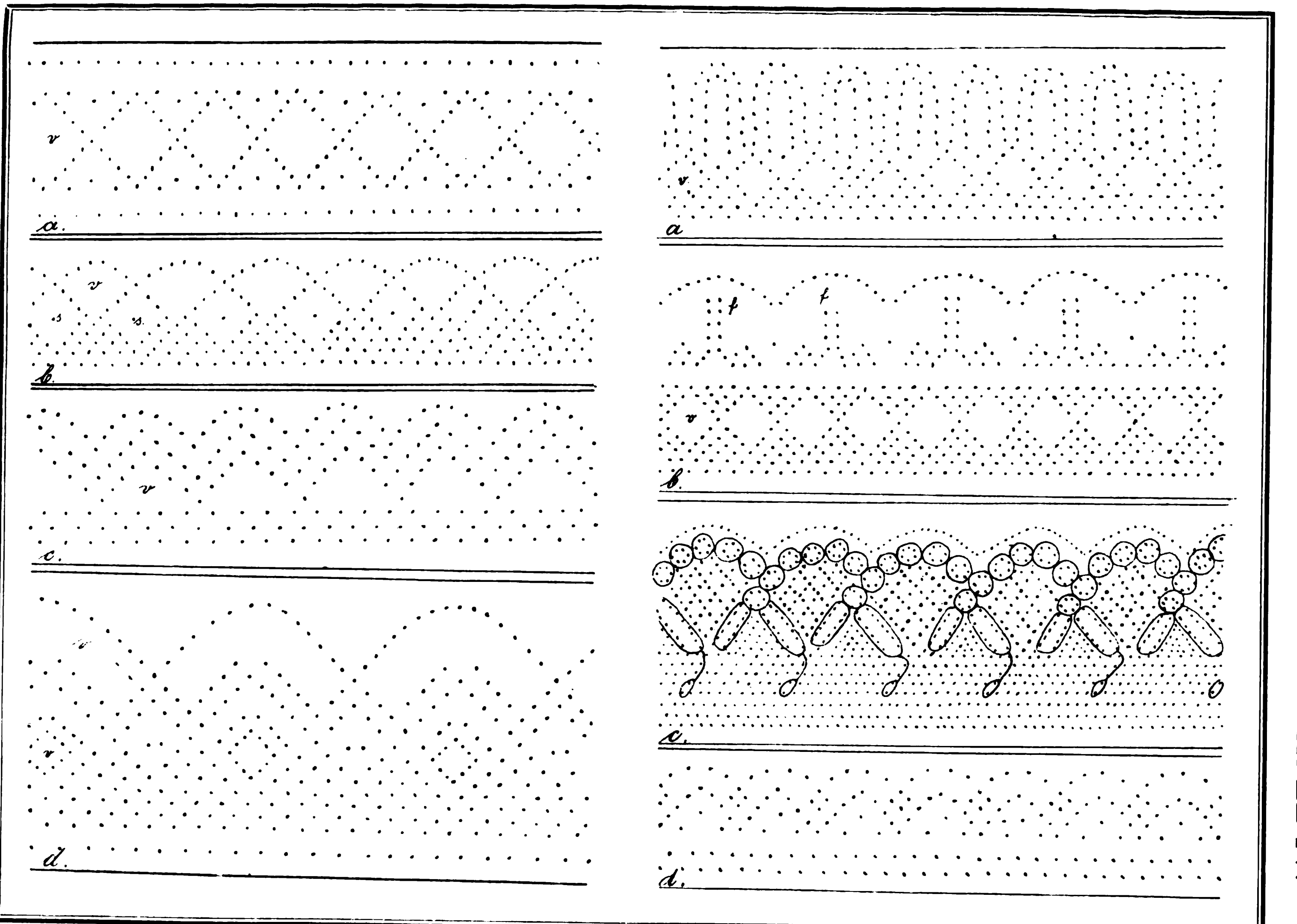
Weit wichtiger erscheint uns aber, wie schon eingangs betont, die Auffindung von schriftlichen Nachrichten über einzelne dieser Wahrzeichen, und es gereicht uns in dieser Beziehung zur besonderen Freude, berichten zu können, daß uns neben der schon oben angedeuteten Auffindung einer größeren Zahl von Sühnurkunden und anderer gelegentlicher Nachrichten auch die *Identifizierung mehrerer*, in solchen genannter *Steinkreuze* mit heute noch vorhandenen Denkmälern dieser Art gelungen ist, worüber am angeführten Orte teils schon berichtet worden ist und zum Teile noch näher berichtet werden soll.

Im ganzen können wir also wohl auch mit den in unserem Heimatlande geführten Untersuchungen über alte Steinkreuze schon nach diesen vorläufigen Ergebnissen zufrieden sein, umsomehr als diesen noch bald weitere werden hinzugefügt werden können.

*) Dass auch im übrigen Böhmen unsere alten Steine vertreten sind, davon überzeugen uns ab und zu Nachrichten hierüber in den „Mitteilungen der k. k. Zentralkommission". Aus dem nördlichen Böhmen liegen uns Zusammenstellungen in den „Mitteilungen des nordböhmischen Exkursions-Klubs" vor, in dessen Gebiete bisher gegen 30 Kreuzsteine gefunden worden sind. (Eine größere Zahl Photographien von solchen danke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Stadtarchivars *Heinrich Ankert* in Leitmeritz.) Außerdem werden noch im „Národopisný sbornik okresu Hořického, 1895, zwanzig Steinkreuze aus dem östlichen Böhmen abgebildet und beschrieben.

Schluss der Redaction: 15. December 1904.

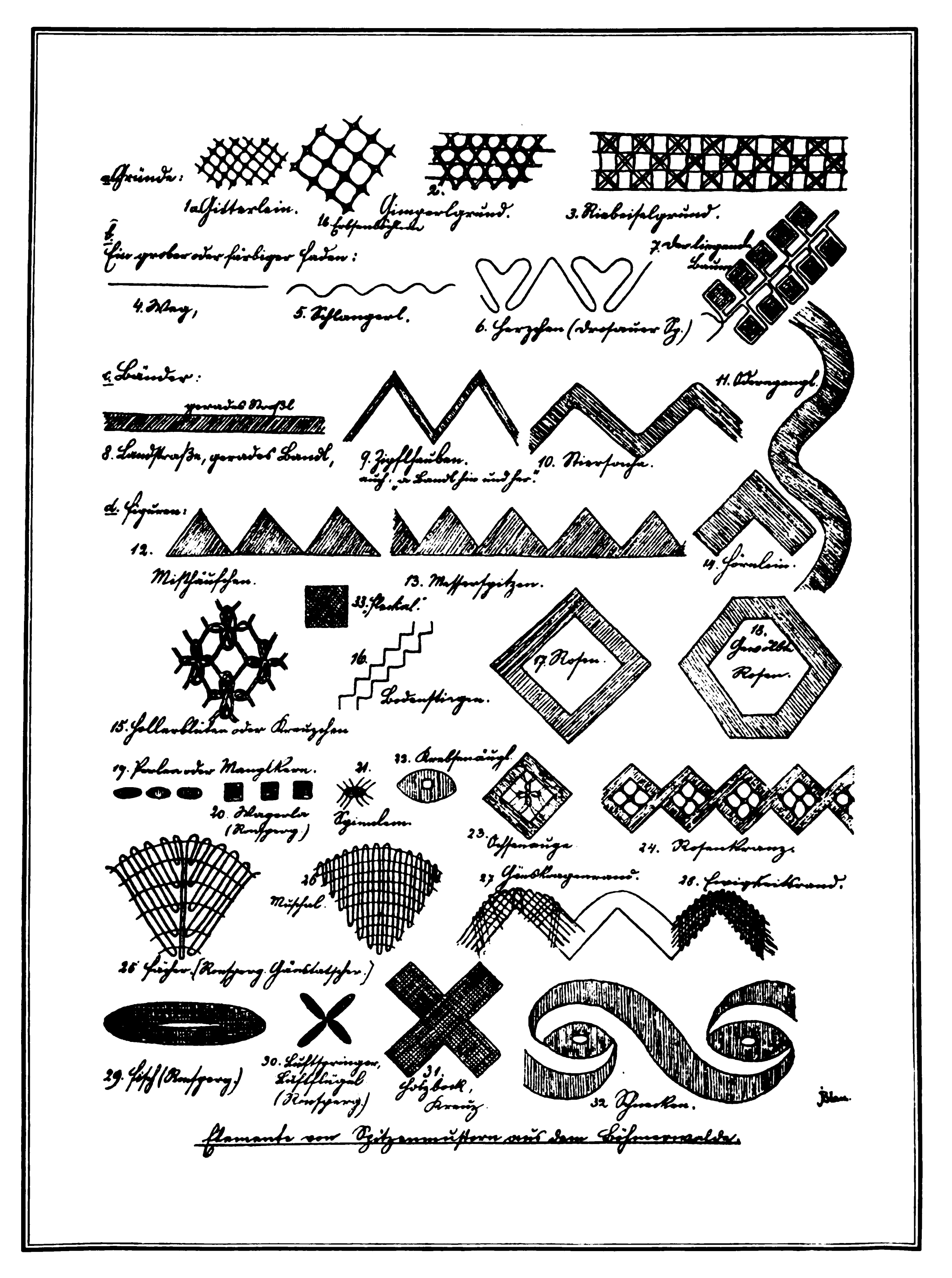




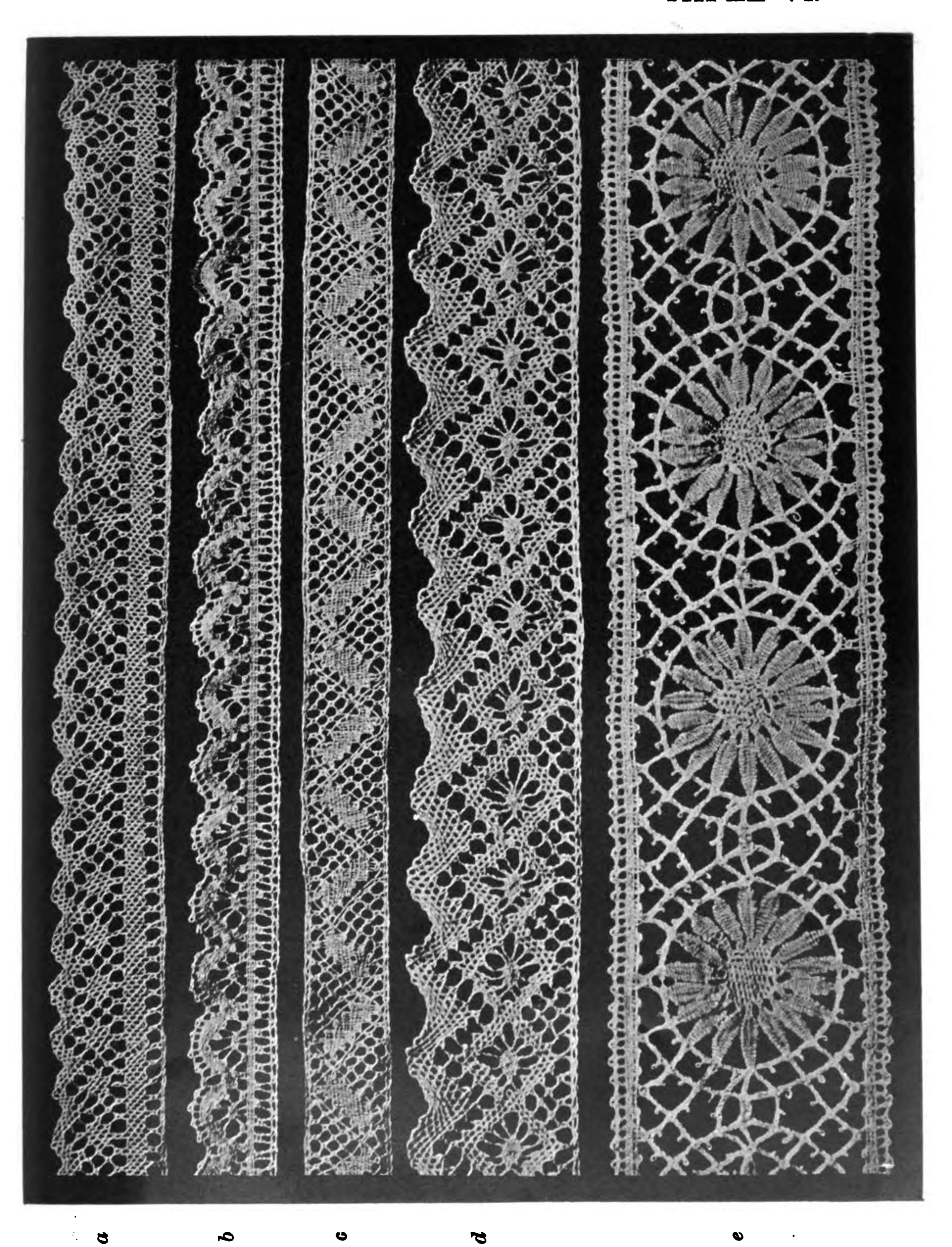
Stücke von Musterbriefen (Klöppelvorlagen).

a) Gefleckte. — *b*) Spinnen. — *c*) Messerspitzen. — *d*) Ausgeschweifte.

a) Minadist-(Modist-)Spitzen. — *b*) Fächer mit Flecken. — *c*) Erbsenlöchlein mit vorgezeichnetem groben Faden. — *d*) Gänskragla (Kragen-Hals).



TAFEL VI.



a b c d e

Spitzen aus dem Böhmerwalde.

a) Landsträßchen (Neuern). — *b*) Spinnlein (Neuern). — *c*) Die beiden Grobfäden bilden Oderngangla (Neuern).
d) Gehäuselte mit Spinnen und Gänskraglrand (Neuern). — *e*) Neue Uhren (Tannawa).

TAFEL VII.



f g h i k

Spitzen aus dem Böhmerwalde (Neuern).

f) Flecklein mit Spinnen. — *g*) Broate Muschala (Neunspinnlate) Hörnlein. — *h*) Minadist-(Modist-)Spitzen. — *i*) Perlen. Oderngangl. — *k*) Ausgeschweifte. Landstraße. Messerspitze. Stern. Ewigkeitsrand.



übergab.

Celkem přijal bača na salaš 117 ovec.
anzen übernahm der Oberhirt 117 Schafe.

al poprve 12
a, po druhé
tů sýra.
te erhielt 12
, dann 6.

uf dem „grun"
Schafe er auf
wie viel Käse
te.

Vruby, jimiž zaznamenával Cáb, majitel salaše na Grůni ve Velké Bystřici u Rožnova, kolik ovec přijal od rolníků na salaš a kolik z nich majitelům vydával sýra.

Im Ganzen übernahm der „bača"
106 Schafe auf die Gebirgsweide.

Walachei. (Bild 3).

VII. VIII. IX.

tockende der Längsfläche *D*. (Das Ende der Längsseite *A* führt keine Zeichen).

ıbauern Schafe zur Weide übernehmen konnte.

u. s. w.

on der gewonnenen Butter wurden für den *I.* Bauer abverkauft 25 Pfund, für den *II.* bis *V.* ebensoviel, für den *VI.* 20 Pfund und für den *VII.* Bauern 2 Viertelpfund.

;*I.* *XII.*

ıal bača, valaši a honáci — Topfen für den Oberhirten, 2 Hirten und 1 Treiber.

v.

a b c

(Ober- entner l.

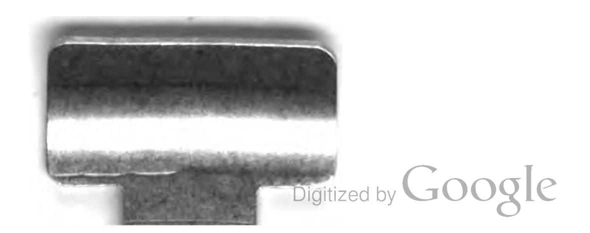
a Der eine Hirt erhielt ebensoviel.

b Der zweite gleichfalls.

c Der Treiber detto.

ıen übergab.

Anmerkung: Die Einschnitte sind die Hälfte der natürlichen Grösse; der Kerbstab befindet sich nun im Franzens-Museum in Brünn.



Zeitschrift für österreichische Volkskunde.

Supplement-Heft I
zum VI. Jahrgang 1900.
Inhalt:

Heanzische Kinderreime

gesammelt von **J. R. Bünker.**

Kinderreime und Kindersprüche

aus der Iglauer Sprachinsel
gesammelt von Prof. **Franz Paul Piger.**

Preis: 1 Krone.

Supplement-Heft II
zum X. Jahrgang 1904.
Inhalt:

Grabschriften aus Österreich.

Herausgegeben von Prof. **Dr. Arthur Petak.**

Preis: 1 Krone.

Das Halleiner Weihnachtsspiel.

Ein Beitrag zum Volksschauspiel in Salzburg.
Von **Karl Adrian.**
Separatabdruck aus dem III. und IV. Heft des IX. Jahrganges der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«.
Preis: 50 Heller.

Todtenbretter in der Gegend von Neuern, Neumark und Neukirchen.

Mitgetheilt von **Josef Blau.**
Mit 5 Textabbildungen und 1 Figurentafel.
Separatabdruck aus dem I./II. Heft des X. Jahrganges der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«.
Preis: 50 Heller.

Zu beziehen durch die Vereinskanzlei oder die Commissionsbuchhandlung Gerold & Co., I. Stefansplatz 8.